

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Hilfsbuch	309
Reichswirtschaftskampf. Von Hermann Dimmier	327
Jung Carol. Von Hifred Knoeloch.	333
Herbstkurs. Von Kadon	336

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 19 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Aannahme der Wechenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirshtein**, Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59, Fernsprecher Amt Zentrum 10 808 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

Gegr. 1869

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren. Vermögen-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.

Gegr. 1819.

BRESLAU — BERLIN.

Gegr. 1819.

An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12400-12452.

Telegramme: Samossbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9334-9335.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Zeichnet die 3. Kriegsanleihe!

Diabetylin

neuest. ärztlich bevorzugtes Mittel geg.

Zuckerkrankheit

L. Apotheke erhältlich. Preis kostenfr. d.

Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.

Berlin - Steglitz 3.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.

Stadtanleihen

u. and. deutsch Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekendarlehen zu kolonialen Kursen. T.-A. Zahlen-**Max Oske**, Zehlendorf 930 u. 922. Wannsee.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.



Berlin, den 11. September 1915.

Notizbuch.

Industria.

Nacht besteht, im vierzehnten Kriegsmonat, nach langer Pause, wieder die Macht zu rühmen, der ein Haupttheil deutschen Sieges zu danken ist; nicht der Schimmer, doch die Dauerbarkeit. Jeder empfindet heute, in Marseille und Tobolsk, Pittsburg und Smyrna, Negotin und Tokio, die Wahrheit des Wortes, daß, da ich vor einem Jahr hier sprach, von Mißverständnis entstellt wurde: Zuerst Mal steht die Erde einen Krieg mit dem Werkzeug der Großindustrie führen. Wäre er anders geführt worden: der weiseste Feldherr, die tapferste Mannschaft hätte nicht solche Ernte auf des Vaterlandes Tenne geliefert. Industrious hieß dem Römer der thätige Ordner, der geduldige Schlichter, der emsige Baumeister; industria der muthig-beharrliche Fleiß, der nicht rastet, bis er Werthe geschaffen, Werthe gemehrt hat. Mit dem Willen zu unermüdlicher Arbeit verflecht auch der Muth; der Träge (ignavus) duckt sich schnell in Feigheit. Uns ist Industrie Wecker, Nahrer, Erzieher, Kulturform. Oft hatten wir gehört, daß sie den Leib verkrüppelt und die Seele verödet. Sind die Männer, die vom Niederrhein und aus Oberschlesien, von Westfalens Erzhammern und Schwabens Werkzeugmaschinen, aus Berlin und Mannheim ins Schlachtfeld schritten, morsch, schlaff, ohne Drang in Ueber Sinnlichkeit? In Schlamm und Eis, Gluth und Seuchengefahr sind sie aufrecht geblieben; und haben gesiegt. Ihr Auge ist wach, ihr Hirn hell, ihr Körper in Schickslichkeit gebändiget. Weil sie

Maschinen gebaut, aufgestellt, bedient haben, schreckt Maschinenthechnik sie nicht. Mörser und Aeroplane, Torpedo und Trommelfeuer, Handgranaten und Grabenminen: sie wissen, wies gemacht wird. Auch, wie Kraft zu sparen und wo zu speichern ist. Zu jeder Arbeit sind sie, vorn und hinter der Front, tauglich; nie rathlos vor Noth, die Menschenwitz lindern könnte. Tüchtig: ihr Kennwort. Kein anderes Land macht sie dem deutschen nach. Das, knirschen die Feinde, war bis ins Kleinste auf den Krieg vorbereitet. Einst, wenn dieses Irrwahnes Gewöll zerflattert ist, werden sie staunen. Weder die Verwaltung noch das Gewerbe war in zulänglicher Bereitschaft. Monate lang (heute ist es nicht mehr Geheimniß) war auch bei uns Mangel an Munition; der Bedarf stieg auf's Fünffache der Schätzung: und wurde leis allmählich gedeckt. Treibmittel, Metalle, Webstoff, Chemikalien, Leder, Gummi: wer hatte solchen Verbrauch gehahnt? Wichtige Rohstoffe kamen nicht mehr ins Land; und von dieser Sperre hoffte der Feind die Lähmung des deutschen Kriegergeistes. „Wenn ihnen Salpeter, Baumwolle, Ferromangan, Kupfer, Nickel fehlt, können sie nicht mehr schleichen.“ Sie können; konnten im zweiten Hochsommer, wo es rathsam schien, Geschosse verschwenden; und noch hat ihres Vermögens Wachsthum nicht den Gipfel erreicht. Sie haben Treib- und Düngmittel, Spreng- und Gerbstoffe; erzeugen Stahl und ersetzen Rohkautschuk. Sie kämpfen, siegen; darben weder daheim noch gar draußen; und pfeifen im abgesperrten Land ihren Feinden ein Spottlied. Neue Unterseeboote, Flugzeuge, Automobile? Können sie rasch haben. Noch ein Duzend Fabriken für Kriegsgeräth? Morgen beginnt die Ausschachtung des Bodens. Mehrung der Sprengrohstoffmenge? Doppelung, wenns gewünscht wird. Der vierzehnte Monat im verriegelten Staat: und kein Frontsiedchen ohne Granatenfülle, kein Kolonnenfahrer ohne feste, bequeme Stiefel. Riesenprovinzen der Wirthschaft haben sich in neuen Betriebszweck, neue Betriebsform gewöhnt; beamtete von privaten Verwaltern gelernt; Industriebedürfniß erzog den Eisenbahnkörper in die Fähigkeit zu ungeheurer, unüberschätzbarer Leistung. Nirgend's wird geknickert; in Europas fernste Winkel folgt dem Heer flink, was es braucht. Der Krieg als Großindustrie. Die Herren Lloyd George, Thomas, Gutschkow möchten dem deutschen Muster nachstreben. Wären die Menschen aus der Erde zu stampfen: ihr Wesen fände sich

nicht in den Rhythmus, der Lebensfrucht reift. In Deutschland ist er heimisch; sogar in den Bauern schon, deren Väter sich beim Unblick der ersten Zuckerfabrik schüttelten. Von der That einzelner Industriellen wird am Friedenstag zu reden sein. Leuchtet er uns, ist aus germanischer industria seine Flamme entbrannt.

„Bis ans Ende.“

Die französische Abgeordnetenkammer hatte eine Geheimfugung (ohne Zuhörer und Berichterstatter) verlangt; weil die radikal-sozialistische Mehrheit mit dem Kriegsminister Millerand unzufrieden war, der die Bürgergewalt dem Oberbefehlshaber des Heeres, ihrem bewaffneten Arm, unterordne; weil die längst verheißene große Offensive nicht Ereigniß wurde; weil das Gerücht, den der Radikalenpartei nahen Generalen werde die Sonnenseite der Kriegsfront gesperrt, die Häupter der rothen Fraktion geärgert hatte. Ministerpräsident Viviani, der die Gefahr heimlicher Tagung spürt, klettert auf die Tribüne und spricht: „Ich hoffe nicht nur, sondern bin gewiß, daß unsere Würde und das Schicksal des Vaterlandes, das uns vor dem Auge des Feindes richtet, uns bestimmen wird, Kammer und Regierung in dem einzigen Willen zu erhalten und zu festigen, der unentbehrlich ist, doch ein seelenloser Bund wäre, wenn ihm die zu wirksamer Arbeitsgemeinschaft nothwendige innere Eintracht, Freundschaft und Begeisterung fehlte. Als unbefangener Zeuge muß ich aussagen, daß die stille, emsige Arbeit des Parlamentes, besonders in den Kommissionen, dem Lande beträchtlich genützt hat. Wo es, auf einzelnen Gebieten der Heeresverwaltung, zu langsam vorwärts ging, sorgten wir gemeinsam für Beschleunigung; wir tilgten Fehler, verwarfen falsche Methoden und durften uns guter Ergebnisse freuen. Noch schönere Frucht wird uns in naher Zukunft reifen. Nirgends ist ein Grund zu Unruhe und Pessimismus. Frankreich ist auf der Höhe seines Schicksals. Das dankt es der Leistung all seiner Kinder, dankt es der Parlamentsarbeit und der Kritik, die jeder Regierung Nothwendigkeit ist. Seit Monaten hatten wir uns still darüber verständigt, daß die Zahl öffentlicher Sitzungen sinken, die Hauptarbeit in die Kommissionen verlegt werden solle. Die wollten durch den Augenschein überzeugt werden: und haben auch über diese Aufsichtsmöglichkeit sich mit dem Kriegsminister verständigt. Die Be-

dingung war: unbeschränkte Freiheit im Inneren, beschränkte in der Nähe der Front; nie hat übrigens ein Abgeordneter oder Senator in das Handeln des Heeres unmittelbar einzugreifen getrachtet. Nun ist der Wunsch entstanden, die Kammer als Geheimauschuß tagen zu lassen. Sie ist Herrin ihres Willens; und die Regierung wird sich nicht weigern, ihr zu wiederholen, was sie den Kommissionen gesagt hat. Ihrgehörig was Neues hat sie nicht vorzubringen; nicht das winzigste Altstückchen. Daß in der Hast aufgezwungener Vorbereitung Fehler gemacht worden sind, darf ich nicht leugnen. Aber ich möchte endlich eine Legende aus unserem Weg räumen. Die Französische Republik wollte den Frieden und hat diesem Wunsch große Opfer gebracht. Fünfundvierzig Jahre lang fühlte sie in ihrer Flanke das Weh einer gräßlichen Wunde. Galt ihre Hauptarbeit auch Friedenswerken, so hat sie doch immer auch für ihre Vertheidigung gesorgt. Als Beweis dafür genügt mir das Wort unseres Feldherrn: „Die Republik darf auf ihre Armeen stolz sein.“ Aus dem Geist unserer Tage hat sie ihr Heer gebildet; sie gab ihm die Wucht der Zahl, die sittliche Macht der Gleichheit; sie erzog es im Glauben an Gerechtigkeit und im Haß der Knechtung. Am Tag der Gefahr haben alle Kinder Frankreichs sich unter dem Banner dieser edlen Gedanken versöhnt, ohne die das Schlachtfeld nur Söldner, nicht freie Männer sähe. Ich weiß, daß in den deutschen Zeitungen von unserem Habere geredet wird. Da bel uns Freiheit herrscht, da wir das Erbe der Revolution wahren, giebt es im Denken und im Reden Unterschiede. Von gefährlichem Zwist dürfte man aber nur sprechen, wenn in irgendeinem Winkel Frankreich ein Häuflein eiligen Friedensschluß wünschte. Alle mir bekannten Franzosen sind einer Meinung über das Ziel unseres Kampfes; sind zur Erneuerung des Schwures bereit: daß wir den Krieg führen werden, bis der Triumph des Rechtes gesichert, die Wiederkehr ähnlichen Frevels verhindert, den Helden Belgien ihr Land, ungeschmälert, aufgebaut und zurückgegeben ist und unser Elsaß, unser Lothringen wieder zu Frankreich gehört. Der Feind hatte gewähnt, unversöhnliche Feindschaft habe unser Land zermorcht: er mußte erleben, daß alle Männer, jeden Glaubensbekenntnisses, jeder Partei, als Menschen und Krieger, als Kämpfer für Recht und Freiheit und als Schützer der Grenze, ihre Pflicht erfüllten. Er wird erleben, daß unser Parlament dem

Heldenheer Hochachtung und Fürsorge gewährt, der Mannschafft und den Oberführern, die der Politik fern bleiben wollen und sollen. Aus der Volkssouveränität stammt das Aufsichtrecht der Kammer und das Ansehen der Regierung. Wir brauchen Ihr Vertrauen; brauchen, in dieser Stunde, nicht nur einen schnell verhallenden Vertrauensauspruch, sondern die halibare Anhänglichkeit Ihrer Herzen und Geister. Aus dem Parlament kommt uns die unersehbliche Kraft; es muß uns stürzen oder erhalten. Ich warne vor jeder Halbheit im Entschluß. Ich rufe Sie zu der Versöhnung, die des Sieges Bürgschaft ist, und schließe mit dem Satz: Wenn wir auch fortan nur an das Vaterland denken, wird Alles uns leicht werden.“ Ungeheurer Beifall. Die Rede soll an alle Mauern geklebt und ins Bulletin des armées de la République aufgenommen werden. Das Gehalt der zwei neuen Unterstaatssekretäre fürs Kriegsministerium wird von 539 Stimmen (gegen eine) bewilligt. Geheimföhung? Die Kammer vertagt sich bis zum sechzehnten September.

Urtheile. Herr Hervé in La Guerre Sociale: „Deutschland soll nicht glauben, daß wir französische Sozialisten das Band heiliger Eintracht lösen, uns von den anderen Gliedern der großen Franzosenfamilie trennen wollen.“ Le Journal des Débats: „Die Kammer hat sich Ferien bewilligt, um zu zeigen, daß kein Mißtrauensrest in ihr haftet. Heute war der Tag unseres Ballspielhausschwures. Morgen wird, in einem Ausschrei, das ganze Vaterland den Worten des Ministerpräsidenten zujubeln.“ Herr Renaudel in L'Humanité: „Ohne den Vertagungsbeschuß könnten wir Sozialisten mit der Sitzung zufrieden sein. Nicht alle Fragen sind, freilich, beantwortet worden. Herr Denys Cochin hat angedeutet, daß die ‚Spaltungen‘, von denen die Herren Millerand und Viviani sprachen, im Schoß des Ministeriums entstanden sein könnten. Diese Andeutung, die ins Innerste der Frage weist, schien nicht allen Kabinettsmitgliedern zu gefallen. Noch ist das Unbehagen nicht gewichen; unser Wunsch ist, daß es sich bis an den Tag der nächsten Kammerföhung nicht verschlimmere.“ La Libre Parole: „Ein schöner Tag! Wolffs Telegraphen-Bureau kann nicht in alle vier Winde melden, unser Zwiespalt habe einen deutschen Sieg bereitet.“ Herr Arthur Meyer in Le Gaulois: „Wir haben die Sitzung vom vierten August 1914 noch einmal erlebt. Dreimal sind die Abgeordneten aufgesprungen, um Herrn Viviani jubelnd für seine Worte zu

denken. Bis in die Tiefe des Herzens hat uns, die aus dem Schreckensjahr 1870 Ueberlebenden, die Minute erschüttert, in der das Haupt der Regierung die heiligen Namen Elsaß und Lothringen aussprach.* Le Petit Journal: „Die Kammer hat den Entschluß bekräftigt, bis zum endgiltigen Triumph auszuhalten.“ Herr Clemenceau in L'Homme Enchaîné: „Ich urtheile über die Regirerfähigkeit des Herrn Viviani anders als er selbst.“

Petition an beide Kammern des Parlamentes: „Die Censur hat die ernste, mit hoher Verantwortlichkeit gepaarte Pflicht, nicht drucken zu lassen, was der Landesvertheidigung irgendwie schaden könnte. Allmählich aber hat sie ihren Machtbereich bis über alle Gebiete der Politik ausgedehnt. Die Presse darf heute nicht mehr berichten, erwägen, kritisiren; sie hat kaum noch das Recht, Zustimmung auszusprechen. Und doch war sie, wenn sie sich mit den Reden und den Rednern beider Häuser beschäftigte, stets der besonderen Pflicht eingedenk, die ihr diese Zeit auferlegt; sie hat immer der fürs Vaterland Kämpfenden gedacht und sich gehütet, dem Feind Waffen zu liefern. Der Zustand von heute ist weder des Parlamentes noch der Presse würdig. Der Parlamentarismus ruht auf zwei Grundsätzen: auf dem Recht der Volksvertreter, die Regierung, auf dem Recht der Nation, ihre Vertreter zu kontrolliren. Der parlamentarischen Aufsicht ward volle Freiheit zugesichert. Wir fordern für die Oeffentliche Meinung das Recht, die Handlungen der Volksvertreter zu erfahren und in Freiheit zu beurtheilen; wir fordern für uns das Recht, die Oeffentliche Meinung in Freiheit zu unterrichten. Seit dem Kriegsausbruch hat die Presse so starke Beweise ihres Patriotismus, ihrer Hingabe und Bedachtsamkeit gegeben, daß sie im Bezirk der Politik die Freiheit fordern darf, ohne die unser Regierungssystem nicht nützlich walten kann. Regierung und Parlament ohne Aufsicht: Das ist Despotismus. Wir ersuchen die Herren Senatoren und Abgeordneten, von der Regierung die Gewißheit zu erlangen, daß sie die Censurbehörde in feste Schranken weisen und verpflichten wird, nur die Interessen der Landesvertheidigung zu wahren, die nicht ein Einziger unter uns schädigen will.“ Alle gewichtigen Männer der Literatur und der Presse haben diese Petition unterzeichnet. Alle eint die Ueberzeugung, daß ein Zustand, der in gefährdeter Stunde zwar das Gewedel stummer Hunde, nicht aber

freimüthige Kritik, nicht das vorwärts weisende Wort eines gewissenhaften und, ohne Titel und Staatspfründe, gescheiterten Mannes erlaubt, nicht unwürdig nur, sondern dem Vaterland durchaus schädlich ist. Daß ein Volk, dem in Schicksalsjahren der Maulkorb angelegt werden mußte, durch das Streben in den Vorrang freier Menschheit lächerlich würde. Daß die Jahrhunderte harten Kampfes um die Freiheit des Glaubens und Wollens, der Rede und der Schrift an Pfefferlingsfuche verschwendet wurden, wenn ihr Ertrag ist, daß gerade in den Geschehensstunden, wo jede selbständige Hirnkraft dem Vaterland nutzbar gemacht werden mußte, Unkundigen gestattet werden kann, nur ihre (werthlose) Meinung auszuprägen, und Zufallschöhlingen, der Nation, die sie nährt, den Willenkanal zu verstopfen. Noch ward dem Ruf nicht Antwort.

Schirmt das erzwungene Schweigen wenigstens nun das Geheimniß der Wehrmacht? Ein am letzten Augusttag aus Paris an das Journal de Genève gerichteter Brief giebt die Antwort: „Die Krieger dürfen weder sagen noch schreiben, wo sie sind und was sie thun; und dem Bürger ist verboten, sie danach zu fragen. Die Presse muß auf Erdkunde und Rechenkunst verzichten; in ihren Spalten werden die Namen der Dörfer und die Nummern der Truppentheile durch Anfangsbuchstaben und kabbalistische Zeichen ersetzt. Ringsum Schweigen: und dennoch weiß man Alles. Nie war die Zahl der Gerüchte so groß, nie trugen sie so genaue Angaben durchs Land; die Herrschaft des Schwages ist frecher und gefährlicher als je zuvor. Die zeitunglosen Sage scheinen zurückgekehrt, in denen jede Nachricht von Mund zu Mund ging, alles Neue mit Blitzesschnelle durch Hof und Stadt, durch Versailles und Paris flog. Um das Geheimniß als ein Regierungssystem zu begreifen, muß man in Deutschland gelebt haben. Weil dort Niemand was weiß, kann Niemand was ausschwaßen. Nur vor dem Auge der Regierungshäupter liegt das Gesamtbild der Vorgänge; die Beamten sehen nur ihren engen Bezirk; Abgeordnete und Zeitungsschreiber erfahren gar nichts. So wars möglich, inmitten von Ahnunglosen die Riesenmaschine zu bauen. In Frankreich ist anders. Jeder will wissen; in jedem Bürger steckt ein Volkzist, der die Thatbestandsmerkmale eifern sammelt und einander gegenüberstellt. Auch neigt die Volksthat in Vertraulichkeit; man erzählt gern und laut. In Kaffeehäusern und Eisenbahnwagen schwirren

die Geheimnisse auf und ab. Soldaten und Offiziere werden gewarnt, in den Zügen unbedachtsam zu plaudern; vergebens: Gewohnheit ist stärker als die Mahnung zu Vorsicht. Im Schankraum eines Grenzbahnhofs fand ein mir befreundeter Herr neulich eine Speisefarte, auf deren Rückseite ein Schwergeschöß gezeichnet worden war. Ein Artillerieoffizier, dem er die Karte vorlegte, erkannte das deutliche Abbild des neusten, verbesserten Geschosses. Wahrscheinlich hatte ein Offizier, während der Wartezeit, im Eifer des Gespräches seine Darstellung durch die Skizze erläutert und sie dann auf dem Gastisch gelassen. Die Censur wüthet, damit keine Seele erfahre, welche Nummer das Depot in Carcassonne trage; wer Ohren hat, kann aber von Offizieren hören, welche Truppen an irgendeine Frontstelle gehäuft sind. Möglich ist das Schweigen auch hier. Das, als ein Beispiel, auf dem Gebiet der Diplomatie erwiesen zu haben, ist ein Verdienst des Herrn Delcassé. Wer erkunden möchte, wie es mit Bulgarien stehe, stößt auf einander widersprechende Angaben und auf Hindernisse jeglicher Art. Wo und mit welchen Streitkräften der nächste Angriff versucht werden soll, die Zahl und das Kaliber bestellter Kanonen: überall ist zu erhorchen; und Frankreich kann nur noch hoffen, daß aller Tratsch mit falschen Angaben wirtschaftet. Geheimstungen der Kammer? Die Gefahr würde kaum kleiner, wenn die kargen Bleibsel der Wehrmachtgeheimnisse sechshundert Abgeordneten ausgeliefert würden, die Freunde und Kunden haben, in Kaffeehäusern und Eisenbahnen verkehren. Fürs Erste scheint das Sehnen nach Geheimstungen geschwunden zu sein. Der Wähler will sie noch nicht: und ist der einzige Tyrann, dem Monsieur le Député gehorcht. Die Ferienzeit führt sie zusammen; daraus wird „Stimmung“.

Die Behauptung des Herrn Viviani, der Abgeordnete könne alles zu Wissenschaft Nothwendige stets erfahren, wird durch einen Bericht gestützt, den Herr Bedouce, Abgeordneter von Toulouse, über das letzte Mähen seines Freundes Jean Jaurès im Midi Socialiste veröffentlicht hat. „Vom siebenundzwanzigsten Juli 1914 an war Jaurès, mit dem Ausschuß der Sozialistenpartei, dem ich angehörte, täglich mindestens einmal im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, um für die Friedenswahrung zu wirken. Ihm und unserem Genossen Vaillant hatte Herr Bienvenu-Martin, der Vertreter des Ministers, fest versprochen, zu dem

starken Druck mitzuhelfen, den England im Sinn des Friedens versuchte. Nach seiner Rückkehr an den Quai d'Orsay sagte uns Herr Viviani: Wir handeln nur in Eintracht mit England und bemühen uns, Rußland zur Annahme der von Sir Edward Grey gemachten Vermittlungsvorschläge zu stimmen; trotz dem furchtbaren Ungewitter, das sich an unserer Ostgrenze zusammenzieht, halten wir ihr die Schutztruppen um acht Kilometer fern, damit Zusammenstoß und Entladung vermieden werde. Als wir, in dieser beruhigenden Gewißheit, weggingen, sagte Jaurès zu mir: 'Wir könnten an Ihrer Stelle auch nicht mehr für die Erhaltung des Friedens thun.' Im Tiefsten ergriff ihn die Mittheilung des Abgeordneten Haase, daß der Kaiser, nach des Kanzlers Angabe, den Krieg nicht wolle. Leider war's nur eine der Lügen, deren Gewebe die Augen der Sozialdemokratie blenden sollte. Nach kleinen Beruhigungszeichen schüttelte am Donnerstag das Schaudern einer Unheilshahnung die vor's Parlament geschaarten Politiker, Abgeordneten und Journalisten. Aus Brüssel, wo er vor hunderttausend Menschen für den Frieden gesprochen hatte, brachte Jaurès einen Hoffnungschimmer heim. Der Freitagmorgen war ziemlich ruhig. Alles hoffte, das schwarze Gewölk werde weichen, das blaue Himmelsflecken sich breiten. Gegen Zwei schlug der Blitz ein. Herr Augagneur brachte die Nachricht, in Deutschland sei der Zustand der Kriegsgefahr verlündet worden; man habe Schienenstränge und Telephonlinien zerstört, Straßen gesperrt, Maschinen der Ostbahn jenseits von der Grenze zurückgehalten. Jaurès, der ein paar Minuten später kam, war starr, als er's hörte. Dann flammte sein Zorn auf. Aber er wollte noch hoffen. Forderte hastig ein franko-deutsches Wörterbuch; ein besseres, als in der Kammer zu finden sei. Der Abgeordnete Dr. Voitevin holte eins aus seiner Wohnung und gab es mir. Jaurès riß mir's aus den Händen, stürzte ans Fenster, prüfte jeden Buchstaben, suchte jeder Silbe einen milderen Sinn abzulocken. 'Sein Optimismus ist bewundernswerth', flüsterte Sembat. Nein: Jaurès wollte sich nicht selbst täuschen; wollte nur die Anderen für eine Weile noch schwichtigen, damit sie Ruhe zur Erwägung des jetzt nothwendigen Entschlusses fanden. Wer weiß? Vielleicht war noch nicht Alles verloren. In aller Eile mußten wir mit ihm ins Ministerium, wo uns Herr Abel Ferry empfing. Was Jaurès dort sprach, hat Renaudel in

L'Humanité berichtet. „Je fester Euer Verträge Euch binden, desto fester muß auch Euer Wille sein, Alles zu thun, was uns den Krieg ersparen kann. Ich fürchte, daß Ihr unserem Bundesgenossen nicht gesagt habt, wenn er den englischen Vermittlungsvorschlag nicht annehme, dürfe er gegen Oesterreich nicht auf uns rechnen. Diese Forderung schreiben wir, in der Stunde höchster Gefahr, in Euer Ohr; wir müßten es thun, selbst wenn uns Erschießung drohte: denn wir entheben dadurch den Sozialismus der Verantwortlichkeit und weisen zugleich den einzigen Weg, auf dem der Friede zu retten ist.“ Immer wieder sagt er's. Immer wieder antwortet Herr Abel Ferry: „Ich versichere Sie, daß wir nie aufgehört haben, in der von Ihnen gewünschten Weise auf Rußland zu drücken.“ Zu Cachin aber, der mit mir, hinter Jaurès, das Zimmer verlassen wollte, sagte er leise: „Alles ist aus!“ Wir rennen zu Jaurès, rufens ihm zu; und hören die Antwort: „Ich hab's gemerkt!“ Er scheint gebrochen; richtet sich rasch aber wieder auf, klettert stumm die Treppe hinunter und steigt, mit Renaudel, in den ersten Sagamester, den er erwinken kann. Wir sollten einander nicht wiedersehen. Das größte Hinderniß wurde weggeräumt: und die grause Lawine wälzte sich über Frankreich hin, über die Welt ...“ Am Abend des Vendredi tragique wurde Jaurès am Eßtisch einer Gastwirthschaft gemordet. Ob den Sozialisten am Quai d'Orsay ganze oder halbe Wahrheit gespendet ward? Am Tag des Gespräches Jaurès-Ferry ließ, nach der Angabe im Gelbbuch, Herr Viviani den russischen Minister Sazonow ersuchen, „im Interesse des Friedens Alles zu meiden, was die Krisis herbeiführen müsse oder beschleunigen könne“; ließ aber zugleich auch schon dem belgischen Minister Davignon melden, daß Frankreich, wie England, die Neutralität Belgiens achten werde. Er kann also kaum noch auf Friedenserhaltung gehofft haben. Deshalb: „Alles ist aus!“

Ein Jahr danach. Dem russischen Kriegsministerium soll eine Sonderabtheilung eingefügt werden, die für sietere Bereitschaft der Munition zu sorgen hat. In der Gossudarstwennaja Duma wird der Plan erörtert. Herr Durow, Abgeordneter von Tomsk, spricht: „Die Regierung ist an der Niederlage unseres Heeres und an dem Nothstand unserer Heimath schuldig. Pferde und Futter, Uniform und Wäsche: überall hat das Lieferungswesen versagt. Die Redlichkeit der Remonteausschüsse ist mindestens zweifelhaft. Von

einem dieser Ausschüsse, dem ein Hauptschreier aus der Patriotenschaar angehört, ist allzu viel getuschelt worden. Drei, vier Großzüchter säckelten Profite; an den Bauer wurde nicht gedacht. Dessen Pferde kauft der Ausschuß erst, wenn irgendein Züchter sie billig erstanden hat und tüchtig dran verdienen kann. Die sibirischen Genossenschaften liefern dem Landwirthschaftsministerium spottbilligen Hafer; eine Menge, die dort für vierzig Ropelen zu haben ist, kostet in Rußland dann zwei Rubel. Wir erleben das selbe Geschiebe wie im Krieg gegen Japan. Ich kenne Fälle, in denen die Intendantur dem Heer verfaultes Heu geliefert hat. Ganze Vorrathslager wurden oft zwei, drei Tage vor dem Rückzugbefehl verbrannt. Dann hatte das Heer keinen Proviant und durch die Reihen schlich das Gemurmel, die Intendantur habe durch das Feuer die Spur ihrer Schmutzerel vernichtet. Kleid und Wäsche liefert der Regimentskommandeur. Wir müssen froh darüber sein, daß unsere meisten Offiziere sich ihrer Leute annehmen. Aber nicht alle sind so; und gerade die höchsten haben weder Zeit noch Lust, dem Bedürfniß der Mannschaft nachzufragen. Ich traf an der Front manchen Major, der von der Bureaumaschine so eingeschüchtert war, daß er sich weigerte, für sein Bataillon Unterzeug anzunehmen oder waschen zu lassen.“ Abgeordneter Abjemow: „Am ersten August wurde der Krieg erklärt. Zehn Tage danach gab es in Deutschland eine Abtheilung für Kriegsgrohstoffe; und lange zuvor war die Mobilisirung der Industrie vorbereitet worden. Daran hatte auch Frankreich gedacht; in jeder Fabrik waren Bezirke, die alljährlich von Beamten besichtigt wurden; so konnte ermittelt werden, welche Waaren, welche Mengen jede Fabrik zu liefern vermöge. Was geschah bei uns? Heute erst stehen wir vor der Prüfung dieser wichtigen Angelegenheit. Im August 1914 sagte der Abgeordnete Shingariew zum Dumapäsidenten, ohne Mobilisirung der Industrie sei in diesem ungeheuren Krieg nicht auszukommen. Was der Kriegsminister, mit den von ihm begünstigten Lieferanten, die alle Aufträge schluckten, leistete, genügte knapp für den Geschohbedarf der Friedenszeit. Erkannte General Suchomlinow nun die Nothwendigkeit, unsere Industrie aufzurufen? Ich hoffe, daß seine Antwort dem neuen Staatsgerichtshof vorgelegt wird. Die ganze Gesellschaft Rußlands drängte sich zu williger Mitarbeit; doch in der Regierung stieß sie auf verächtliche Ableh-

nung und auf Befangenheit, die an Verbrechen grenzt. Diese Regierung hat das Land desorganisirt und dadurch dem Feind genützt. Nicht nur um Munition handelt sich; auch um Lebensmittel, um das Eisenbahnetz und den Brennstoff. Neben dem Kriegsminister dieses Unheilsjahres steht als Schuldiger der Minister des Inneren, neben Herrn Suchomlinow der Staatschelm Maklakow. Auch er ist nicht mehr Minister; darf er aber, nach solcher Missethat, im Reichsrath sitzen und über die Organisation des Landes mitreden? Stellen Sie sich nur eine Minute lang vor, daß im vorigen August, als der Dumapäsident dem Kriegsminister dazu rieth, die Industrie mobilisirt worden wäre. Jede brauchbare Fabrik hätte mitgearbeitet; den Günstlingen wären Aufträge, die sie nicht gut ausführen konnten, genommen worden; die Regierung wüßte genau, wo jeder Bedarf zu decken ist. Glauben Sie, daß wir dann diese Schreckensstunde erlebt hätten? Aber Ministerium und Lieferanten verstanden einander nur allzu gut; sie machten ihre Geschäftchen und wollten so süße Gewohnheit nicht aufgeben. Nur wurde nichts Rechtes drauß. All diese Zufallslieferanten, Kommissionäre und Mäcker erwiesen sich als ganz unfähig zu neuer Unternehmung. Ein paar Duzend Leute konnten auch gar nicht leisten, was dieser Riesenkrieg verlangt. Dazu ist die Arbeit des ganzen Reiches nöthig. Das muß eine Fabrik, eine Maschine für Kriegsbedarf werden. Und dann: An die Spitze der Munition-Abtheilung taugt nur ein Vertrauensmann der Nation, nicht ein gerade amüloser Bureaukrat. Unsere Aufgabe ist nicht, in dieser Abtheilung mitzuarbeiten. Wir haben Gesetze zu beschließen, haben deren Ausführung und die gesammte Reichsverwaltung zu überwachen. Das wichtigste Ereigniß ist jetzt, daß die Regierung endlich eingesehen hat, nur in Gemeinschaft mit dem Volke sei der Sieg zu erstreiten. Was sie versucht hat, muß, von Grund aus, umgewandelt werden; von uns. Da ist unser Sieg, der Sieg der Oeffentlichen Meinung; ist die Lehre dieser traurigen Stunde. Herr Lloyd George sagte neulich im Unterhaus, der Regen deutscher Geschosse sprengt die Ketten des russischen Volkes. Wir fühlen heute die tiefe Wahrheit dieses Wortes. Rußlands Volk ist frei geworden und auf dem Weg zur Organisation für den Sieg. Ein Sozialdemokrat tobt auf der Tribüne seinen Zorn aus. „Nach dem Willen der Regierung sollen hundertfünfzig Millionen Russen ihr Blut hingeben und den Mund halten. Wenn Arbeiter bessere

Bedingungen fordern, werden sie des Landesverratheß geziehen; von den selben Leuten, die hier als Verräther am Pranger stehen. Nach unzähligen Niederlagen will die Regierung ihre Verantwortlichkeit nun auf die Reichsduma abwälzen. Arbeiter sollen in den Munition-Ausschuß eintreten. Wer bürgt dafür, daß sie nicht nach Sibirien geschickt werden? Man schwätzt von der Pflicht, dem Heer Geschosse zu schaffen, denkt aber nur an die Gelegenheit, sich die Tasche zu füllen. Wozu auch nur ein Wort über diese Regierung und ihr Haupt sagen? Haben Sie denn noch immer nicht gemerkt, welche Null da vor Ihnen steht? Wer diese Regierung vertheidigt, verräth das Reich.* Der Konservative Markow: „Jetzt ist nicht Zeit, einander anzuklagen und zu schimpfen. In der Rede des Herrn Abjemow war die Angabe richtig, daß Deutschland für den Krieg gerüstet war. Das, sagte er, gelte auch von Frankreich. Nein. Die Franzosen waren noch schlechter gerüstet als wir; und der Krieg hat bewiesen, daß Rußland der stärkere Genosse im Bund ist. Links heißt es immer, wir seien nicht in Bereitschaft gewesen, weil bei uns Knechtschaft sei; in Frankreich, England, Belgien aber liegt die Freiheit nicht, wie Sie von Rußland behaupten, in Ketten: und doch war die Vorbereitung dort noch schlechter als bei uns.“ Herr Maklakow, der Bruder des weggejagten Ministers: „Der Erfolg der Ausschubarbeit wird von der Persönlichkeit des Mannes abhängig sein, der an die Spitze gestellt wird. Dieser Mann muß sich seiner Aufgabe völlig und bis ans Ende hingeben. Das kann der Minister nicht. Leider ist Rußland das klassische Muster des Staates, wo viele Menschen auf Posten sind, für die sie nicht taugen; wo man stets über Menschenmangel klagt und brauchbare Menschen nicht so verwendet, wie man müßte. Biegsame, gefällige Leute, nette Plauderer, liebenswürdige Nullen, glatte Kerle, die den Mantel nach dem Wind hängen: die Sorte kommt vorwärts; Männer von festem Willen und gründlichem Wissen bleiben zurück. Wir sind so weit, daß wir Jedem, der rasch auf die Höhe gelangt ist, mißtrauen müssen; denn wahrscheinlich half ihm Gunst, Durchstecherei, Bereitschaft, beide Augen zuzubrücken, nicht Talent und Leistung, aufwärts. Viele Ernennungen sind ein öffentlicher Skandal; und wenn der Mißgriff gemerkt wird, ist es zu spät: die Abschüttelung solcher Gunstgeschöpfe könnte ja dem Ansehen der Regierung schaden! Die neue Regierung soll die Deutschen besiegen; sie wird bald

merken, daß der Sieg über die ihr Untergebenen noch schwerer zu erringen ist. Das Beamtenpersonal muß gesäubert werden; es ist (und war seit Jahrzehnten) das große Hinderniß, das der Besserungswille nicht zu überwinden vermochte. In dieser ernstesten Stunde darf nicht so bleiben. Das Land bringt jedes ihm mögliche Opfer; wir, seine Vertreter, schieben manche Forderung hinaus, gebieten dem zornigen Haß, der in uns wachsen mußte, Schweigen und sind zur Arbeitsgemeinschaft mit denen willig, die wir gestern bekämpften und morgen gewiß wieder bekämpfen müssen. Die selbe Bereitschaft dürfen wir nun aber auch von der Regierung fordern; auch sie darf sich nicht von Neigung und Abneigung leiten lassen, nicht Einflüssen zugänglich sein. Nur eine Lösung darf heute gelten: Der richtige Mann an den richtigen Platz! Der Mann, dem die neue Macht anvertraut werden soll, muß reine Hände haben und darf weder einzuschüchtern noch zu kaufen sein; nicht durch Geld, nicht durch Gnade, nicht durch Ministerrang oder eins der anderen Mittel, die unsere Regierung so gern anwendet. Taugt er für das Amt? Nur danach ist zu fragen. Nicht, welche Meinungen er bekennt, welche 'Beziehungen' er hat, ob er den 'höheren Sphären' willkommen sein wird. Keiner täusche sich darüber: Rußlands Gesellschaft ist erwacht. Wachsam blickt sie, nicht ohne Mißtrauen leider, auf das Werk, das hier werden soll. Rußland und sein Heer (ich möchte jedem dieser Worte sein volles Gewicht geben) wird Ihre Wahl lehren, was sie von Ihnen zu erwarten haben." Beifallsturm. Der Antrag Maklakow, der dem Kriegsminister die Uebermacht abspricht und ihn verpflichtet, zwischen seiner Meinung und der des Ausschusses das Ministerkollegium entscheiden zu lassen, wird angenommen. Reichsrath und Reichsduma entsenden in den Munition-Ausschuß ihre Präsidenten und je neun Mitglieder; dazu kommen zehn Ministerialbeamte, je ein Vertreter der Stadtgemeinden und der Semstwo's, vier vom Centralausschuß der Kriegsindustrie abzuordnende Männer, von denen zwei Handarbeiter sein können (nicht: müssen). Punktum.

So rauhe Rede hat das heilige Rußland noch niemals gehört. Swan Longinowitsch Goremykin läßt sie ins müde Greisenohr rinnen und sich nicht tiefer davon erregen als von Muschelgesumm. Ein Urtadeliger aus dem Gubernium Nowgorod; einst als Urtliberaler verschrien und als Erzkleriker von den Vertretern russischer Patriarchie gehaßt. Das Werkzeug Alexanders des Zweiten, des Bau-

ernbefreiers, und den Arenjew, Nesseludow und anderen Freiheitsschwärmern befreundet. Er hat die landschaftliche Selbstverwaltung gefördert, eine vorsichtig kluge Agrarreform erfunden und 1906 den Grafen Witte im Ministerpräsidium abgelöst. Von dieser Bürde befreite ihn Peter Arkadiewitsch Stolypin. Nach dessen Ermordung stieg der Finanzminister Kozowzew auf den Präsidentenstuhl. Ihn stürzte der Zweibund Rasputin-Witte; als Einen, der aus dem (von Witte geschaffenen) Branntweinmonopol größere Summen zu kelttern trachte, als der Volksgeundheit nützlich sei. Der ganze Bezirk direkter Steuern brachte nicht viel mehr als ein Viertel des Trunkertrages; trotzdem das Monopol für Transkaukasien, Turkestan, die Amur- und die Küstenprovinz, das Transkaspische und das Semiretje-Gebiet nicht galt. Als schmählichen Zins zeigte man dem sanften Zaren. Ein Allerhöchster Erlaß mahnte den Ministerpräsidenten, über die fiskalische Pflicht die des Menschen und Volkshirten nicht zu vergessen und der Trunksucht zu wehren, obwohl ihre Stillung den Staatsschatz fülle. „Der russische Mensch braucht Schutz vor der Uebermacht seiner noch ungesättigten Triebe.“ Solcher Satz, mag Herr Kozowzew gedacht haben, klingt schön und kleidet den Kaiser prächtig; schafft mir aber nicht die Milliarde Rubel, die ich in jedem Jahr für Heer und Flotte aufbringen soll. Er ging; und wieder kam Goremykin. Immer der Mann für die Uthempausen. Den Siebenundstebzigjährigen, der sich seit 1860 redlich um die Besserung bäuerlicher Lebensbedingungen bemüht hat, schelten sie nun eine Null und einen Wackelkopf. Muschelgesumm für Einen, der zwei Alexander, zwei Nikolai thronen sah und 1870 als „Radikaler“, 1890 als „Reaktionär“ bespion wurde. Er kann ja, will ja nicht dauern. Ob ihn der neue Kriegsminister Polwanow, der Landwirtschaftsminister Krivoschein (der Stolypins Mitarbeiter an dem Werk über die Besiedlung Sibiriens war), Fürst Wolkonskij oder der Abgeordnete Guischkow beerbt: einerlei. Ihm war befohlen worden, jeder Kriegsgefahr auszubiegen, bis die Reorganisation des Heeres durchgeführt sei. Er hat nicht vermocht; läßt die Dinge jetzt laufen und hofft, Rußland, das er den Krimkrieg, dann Plewna und San Stefano, Mukden und Portsmouth überleben und nach jeder Niederlage erstarken sah, werde auch von dem schlimmsten Kriegsschrecken bald wieder gesunden. Ein Wohlfahrtsschuß für Landesverteidigung? Meinetwegen. Lange, intime Gespräche

des Kaisers mit dem Dumapäsidenten Robzianko? In Ordnung. Vor den Abgeordneten das Zarengelübde, in traullichem Bund mit der Volkheit bis in den Siegestag auszuharren? Kann nicht schaden. Dem Großfürsten-Generalissimus (der, denket dran, nicht „reaktionär“, sondern der Erwirker des Oktobermanifestes, der russischen Morgenröthe, und ein Liebling mächtiger Völen ist) wirds nicht mißfallen. Der gerade will die laute Betonung der Thatsache, daß Rußland im Verein mit fünf Demokratien, gegen drei Hüter vergilbten Herrschaftrechtes, für die freie Selbstbestimmung allen Völkerschicksals sichts; und würde sich zunächst wohl gar in Parlamentsregierung nach englischem Muster bequemen. Der alte Goremykin hebt mühsam die Lider. „Daß nun auch die moskauer Stadtduma sich das Recht nimmt, für Munition und Kriegsgeräth mitzusorgen, soll mich verdrücken? Kindererei. Je mehr, desto besser. Auch der kränkliche Kriwošchein hat nicht den Ehrgeiz, morgen Hans in allen Gassen zu helßen. Der Diktator, den peteršburger Patrioten ersehnen, mühte aus anderem Stoff sein. Reichsnoth kann ihn gebären. Schimpfet den Greis nur, Kinder! Ich höre und rieche noch gut. Rieche schon Winter. In drei Wochen schlurft Nekrassow's Eiskriese mit der rothen Frostnase von Nord her ins Land und macht sich wieder an die gewohnte Arbeit, Alles, Wuth und Leid, Herren und Knechte, sacht in weiße Lafen zu betten. Lauschet, Grünschnäbel, dem Blätterfall! Mir singt sein Geriesel: Aus Rußlands Sturz wird Rußlands Auferstehung.“

Kurbel. „Vor hundert Jahren.“ Auf dem pariser Marsfeld exerciren russische und preußische Regimenter neben einander. Zar und König, Großfürsten und Zollernprinzen in trauer Gemeinschaft. Die Leinwand zeigt die Schrift des Prinzen Wilhelm von Preußen. „Die russische Revue war gewiß das schönste militärische Schauspiel, das bis jetzt gesehen worden ist. Diese enorme Egalität in der Equipirung! Jeder muß gestehen, daß es eine Armee ist, wie man sie sich nur denken kann.“ Des Kronprinzen Handkrähel: „Großfürst Nikolai und ich streiten jetzt oft, unter tausend Küffen, versteht sich. Man hat ihm über uns so unglückliche Grundsätze beigebracht; er verachtet und haßt alles Deutsche und liebt uns nur als Preußen.“ September 1815. Im März 1888 sagt ein Kronprinz von Preußen, der dritte Zar Alexander sei ein guter, ehrlicher Mann, werde aber enden wie Ludwig der Sechzehnte. Im August 1894 lobt Kaiser Wilhelm den Großfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandro-

wilsh. „Der ist gescheit und wird ein ganz anderes Regierungssystem wählen.“ Im September 1895 ist dieser Nikolai Kaiser; und spricht: „Ich habe zu Wilhelm gesagt, daß ich nichts dagegen hätte, wenn Deutschland in Ostasien eine Kohlenstation erwürbe. Dann, freilich, werden die Engländer für sich noch mehr fordern. So machen sieß immer. Am Liebsten nähmen sie Alles. Ich habe die Engländer gern, traue aber ihrer Politik nicht. Sie müßten uns für jeden Fall das Recht zur Fahrt durch den Suezkanal sichern. Wir sollen Indien bedrohen? So dumm sind wir nicht. Mit dem Deutschen Reich werde ich immer in Freundschaft leben.“ Sein Minister Lobanow rühmt den Dienst, den Rußland durch die Verbündung mit Frankreich dem Erdtheil geleistet habe. „Gott weiß, was diese Franzosen unternommen hätten, wenn wir sie nicht am Zügel hielten.“ September 1915: Polen und Kurland vom deutschen Heer besetzt. Für ein Greisenaug wirds, mit nur zwei Farben, zu bunt. Nicht weiter . . . Unten wüthet der Lette Goldmann: „Das Baltikum ist untrennbar vom großen Russenreich. Letten und Esthen wollen Russen sein und bleiben; sie werden dazu mitwirken, daß der berliner Tyrann, der seinen Nachbarn stets die schlimmsten Rathschläge gab und dessen Weltherrschsucht die ganze Menschheit bedroht, in dem Blutmeer ertrinke, in dem er baden wollte. Wir führen den Krieg für Recht und Freiheit bis ans herrliche Ende. Und nicht von der Heeresfront nur: aus jeder Hütte unserer Heimath droht dem Feind Lebensgefahr.“ Abgeordneter Friedmann: „Viel Schlimmes hat, noch in diesen Tagen, das Judenvolk in Rußland erduldet. Dennoch schleßt es sich fest an das Vaterland, es laart sich nicht auf Befehl nur unter die Fahne des Reiches und wird fechten, bis die vereinten Völker am Ziel sind.“ Wadellkopf Goremylin ist eingekickt. Poincarés Posaune weckt ihn. „Daß Eure Majestät selbst als Oberbefehlshaber Rußlands Heldenheer führen, erweist den Entschluß, für den uns aufgezwungenen Krieg alle Reichskräfte einzusetzen, bis der Siegerstritten ist.“ Nitschewo...

Neuer Trompetenstoß ruft zur Befähigung des Britenheeres. „Die Männer, die zuerst über den Kanal gekommen waren, sind tot oder verwundet. Unter dem Feuer des Feindes wurde die Mannschaft ergänzt, wuchs eine kleine Schaar zum Massenheer auf. Freiwillige! Mit ihrem Blut gelzen sie nicht; ihre Tollkühnheit, die sich in das Wesen modernen Krieges nicht fügt, ist täglich zu rügen. Stramm schreiten sie, mit stolz aufgeredtem Haupt,

in's Feuer. Hinten aber, in den Ruhestunden, wollen sie's behaglich haben. Ihre Pflicht ist, sich töten zu lassen; die des Werbers, sie gut zu herbergen, reichlich zu nähren und, wenn sie verwundet wurden, wie im besten londoner Krankenhaus zu pflegen. Ihr Lager ist weitab von der Heimath, auf dem Festland; steht aber aus, als wärs für ewige Dauer geschaffen. Der Betrachter merkt, daß nirgends gespart worden ist. Automobile aller Sorten; einfache, gepanzerte, höchst elegante. Ueberall blitzblanke Sauberkeit. Jedes Regiment hat sein Sondergelände mit Wappen, Namenszug, Nummer. Jedes Zelt steht auf einem Holzrund und ist gegen Wind und Regen geschützt. Für Speiseräume, Bäder, Brausen, Waschkammern mit heißem und kaltem Wasser ist gesorgt. Auf jedem Tisch ein Blumenstrauß; an den Wänden bunte Augenweide. Teppiche, Lehnstühle, Seidentissen; Schreibzeug, Bücher, illustrierte Blätter; ein Grammophon. Aus hellen, lustigen Küchen kommt leckere Mahlzeit. Außerlesene Leute, deren Selbstbewußtsein für die Kastei allen erlangbaren Komfort heischt." So las man's im Journal de Genève. Im Figaro jauchzte Herr Reinach: „Nirgends fände man besser bewaffnete und organisirte Truppen, nirgends straffere Zucht. Immer wieder fiel mir das Wort Bugaebus ein: ‚Die schönsten Soldaten der Welt; ein Glück, daß ihre Zahl klein ist.‘ Ein Glück, daß ihre Zahl jetzt groß ist! Aus den vier Divisionen ist eine Million geworden. Und diese Engländer, die in Belgien und Frankreich stehen, sind tapfer, zäh, abgehärtet, aller Kriegskünste kundig. Drei Millionen meldeten sich auf Kitcheners Ruf; an Geist und Körper die edelste Mannheit. Enthufast ist der Brite nicht; in ihm lebt nicht, wie in den Griechen von Salamis, in den Franzosen von Valmy, Jemmappes und der Marne, ein Gott. Doch er ist, wie der Römer, ein Mann. Ein Herzschlag im ganzen Heer. Mit stolzer, schlichter Liebe hängt es am Vaterland. Aus zornigem Haß blickt es auf Deutschland. Sein Ehrgeiz sehnt sich nach kräftigerem Eingriff in den Kampf. Das aus allgemeiner Wehrpflicht erwachsene Heer glebt ein getreues Bild vom Volkswesen; ein Freiwilligenheer englischen Schlages bringt die feinste Kraft der Nation an die Front.“ Zwischen Calais und Belfort sind French's Männer den Göttern Joffres gefelli; Römer den Griechen. In Gemeinschaft versuchten sie, die Menschenmauer, die im Frühling und Sommer des Russenkrieges dünn ward, zu stürzen. Sie steht. Ein Jahr lang schon. Bis ans Ende.

Reichswirtschaftamt.

Der Volkswirtschaftler steht in einem gut eingerichteten Forschungsinstitut, in dem alle Schubladen verschlossen, alle Bücher versiegelt sind. Die vorbereitende Sammelthätigkeit dieser Wissenschaft ist, im Gegensatz zu allen übrigen Wissenschaften, schon geleistet. Alles ist gebucht. Das ganze Material liegt in Kassenschränken und Regalen in den Schreibstuben der Produzenten und Händler aufgestapelt. Aber wie die Schlüssel erhalten zu diesen Schränken? Nur Bruchstücke sind zugänglich: summarische Rechnungsbücher einzelner Gesellschaften; Steuer- und Zollerhebungen, vereinzelt statistische Zählungen, welche nur die allergrößten Linien des Wirtschaftslebens erfassen können.

Aus diesen Bruchstücken läßt sich Manches vermuthen. Kombinationen und Berechnungen sind möglich. Allein sie gewinnen nie praktischen Werth; sie sind hypothetisch. Hundert Lehrer, welche sich über die Arbeit machen, kommen zu hundert einander widersprechenden Ergebnissen.

Dem Stoff nach wäre die Volkswirtschaft die Wissenschaft der Wissenschaften. Wir studiren Physik, Chemie, Physiologie, Meteorologie um der Wirtschaft willen; und diese Wirtschaft, das Ende und der Schlußstein des ganzen Betriebes, ist ein Chaos. Die Wissenschaft führt diesem Chaos stets neue Elemente zu: dem Chaos selbst steht sie hilflos gegenüber. Fortschritte der Wissenschaft und Technik in überstürzender Fülle; und nach jedem Fortschritt Wirtschaftskatastrophen, Verlegenheiten. Auf der Höhe der materiellen Kultur stehen wir vor der Auflösung, Triumphe der Vernunft und Denkkraft in einem Herdenschüssel von Meinungen, Parteien, Programmen aufgelöst.

Ist die Volkswirtschaft endgiltig verurtheilt, aus platonischen Betrachtungen zum Gespött der Praktiker eine Wissenschaft zusammenzuflicken, die niemals das Ding zu fassen mag, wie es ist? So lange die Haushaltung- und Geschäftsbücher verschlossen bleiben, kann sich an dieser Situation nichts ändern. Und wer besäße die Macht, diese Bücher zu öffnen? Nur die äußerste Noth der Verhältnisse wird diese Siegel lösen.

Diese Noth rückt jedoch den eifersüchtig ihre Geheimnisse bewachenden Wirtschaftssubjekten ziemlich hartnäckig auf den Leib. Staatshilfe hier und Staatshilfe dort. Der Staat soll helfen: darüber ist man einig. Wenn aber der Staat helfen soll, so muß er auch wissen, worum es sich handelt. Zuerst versucht man mit Vertrauensmännern, mit Erhebungen, Konferenzen. Die Gut-

achten und Petitionen schieben sich auf den Regierungstisch. Sie widersprechen einander. Eine vorsichtige und kluge Regierung (und welche Regierung wäre nicht vorsichtig und klug?) wird genauere Unterlagen einfordern: die Bücher. Sie wird, so lange die Petenten mit diesen Unterlagen nicht herausrücken, sich begnügen, jeden Bittsteller nach Rang und Bedeutung mit kleinen Pflästerchen zu beschwichtigen. Die Verantwortung für durchgreifende Wirtschaftsreformen kann sie nicht auf sich nehmen, so lange ihr die festen Grundlagen fehlen.

Diese Thatsache ist hart, aber sie ist unwiderlegbar. Die Petenten werden sich Mühe geben, sie nicht zu sehen. Den Staatsmännern selbst erscheint die Sache abenteuerlich. Es wäre ja auch ungeheuerlich: die ganze Wirtschaftsführung in Abschrift auf dem Regierungstisch. Aber die Thatsache bleibt: entweder diese Ungeheuerliche oder Verzicht auf tieferegreifende Staatshilfe.

Die Bedrängtesten werden zuerst die Scheu vor dem Unmöglichen überwinden: die Kleinhändler und Kleinproduzenten. Für sie geht es um Sein oder Nichtsein. Die Regierung ist an der Erhaltung dieser „Selbständigen“, die ihre Steuer zahlen und im Uebrigen ihre Differenzen im Wettkampf selbst unter sich austragen, stark interessiert. Ein Parlament von Nur-Angestellten würde eine ganz neue politische Situation schaffen. Beispiel: die Sozialdemokratie. Vielleicht handelt es sich auch für die Regierung bei der Erhaltung des Mittelstandes um Sein oder Nichtsein. Jedenfalls ist es klug, Etwas zu wagen, um dieser neuen Situation auszuweichen, die so viel Ungewisses in sich birgt.

Worin nun bestünde dieses Wagnis? Die Geschäftsbücher der Petenten einfordern? Diese existieren ja gar nicht in einer für diese Zwecke brauchbaren Form. Der Handwerker braucht seine Hand zum Arbeiten. Er macht Notizen, schreibt seine Rechnungen. Die Hälfte seiner Sonntagsfreude geht über dieser saueren Arbeit auf. Wenn der Staat neben der Poststelle einen Schalter aufmache, der diese Notizen sammelt, kaufmännisch verarbeitet, die Rechnungen ausschreibt, die Gelber einfassirt, sie gegen die Lieferantenrechnungen bankmäßig ausgleicht, so ist diesem Manne ein großer Dienst geleistet. Er kann sich ganz auf die Arbeit werfen. Der Schalterbeamte händigt ihm von Zeit zu Zeit den Geschäftsertrag aus; zugleich mit der Rentabilitätsberechnung. Der Handwerker genießt alle Vortheile eines kaufmännisch geleiteten Geschäftes und braucht keinen Finger zu rühren. In die Geschäftsbücher, welche der Schalterbeamte für ihn führt, liest er sich allmählich hinein; der Beamte ist sein Lehrer, sein Buchhalter, Kassirer, Bankier.

Völlig geräuschlos ist der Zweck erreicht: die Regierung hat die Bücher in der Hand. Die Arbeit des Akademikers kann beginnen. Er soll feststellen, welche Betriebsformen noch rentabel und welche rentabler sind. Diese Feststellung ist jetzt möglich. Sie ist unanfechtbar und diktiert das unanfechtbare Programm, die unrentable Betriebsform in die rentable überzuführen. Die Reformbestrebung läuft im Gleis sicherer, bestimmter Zahlen. Nun kann man etwas Entscheidendes wagen. Die Regierung kann die Richtigkeit ihres Handelns mit Ziffern beweisen. Sie braucht nicht mehr unthätig und besorgt zuzusehen, wie die neuen Berufskreise der Nur-Angestellten neue Staatengebilde nach ihrem Angestellten-Prinzip in den alten Staat einbauen: sie kann selbst an ihrem alten Staatsgebäude flicken, umbauen und die alten Betriebsformen der neuen Zeit anpassen.

Die Richtung dieser Anpassung ist durch den Schalter, der ausgemacht wurde, um die Kleinproduzenten nach der kaufmännischen Skala zu entlasten, schon bezeichnet. An diesem Schalter wird der Kleinbetrieb centralisirt. Die Gedanken, Ueberlegungen, Pläne, Entscheidungen, Arbeiten, Erfolge des Einzelnen laufen im Gehirn des Schalterbeamten zusammen, werden dort geordnet, verglichen, in ihrer Wechselwirkung erkannt. Der Schalterbeamte leistet mit seinen Gehilfen zunächst gedanklich die selbe Arbeit, die dem Großunternehmer seine gewaltige Bedeutung verleiht. Er setzt die vorhandenen Wirtschaftskräfte in das wirtschaftlich günstigste Verhältniß. Zu Großvaters Zeiten, als man noch mit der Postkutsche fuhr, hatte der Unternehmer nur mit einem kleinen, örtlich beschränkten Kreis von Wirtschaftsfaktoren zu rechnen; Alles war noch einfach und durchsichtig gelagert; die feinen technischen Mittel gab es noch nicht. Der älteste Sohn führte das Geschäft seines Vaters weiter; er ließ von Zeit zu Zeit das Haus neu anstreichen; sonst passirte nichts. Alles blieb in alter Ordnung und Jeder konnte sich leicht zurechtfinden. Der Geschäftsverkehr war eng mit dem geselligen Verkehr verknüpft. Die Kunden waren die Freunde und Bekannten des Geschäftsmannes. Man saß abends beim Bier zusammen, gründete Liedertafeln, Schützenvereine, Bildungsvereine; man tauschte im Laden die Neuigkeiten aus. In dem ganzen Geschäft steckte noch eine große Summe von persönlichem Vertrauen. Man kannte sich noch. Heute muß der Schuhmacher damit rechnen, daß irgendein Produzent in Amerika oder Australien mit der Hilfe von Verkehrsverbesserungen, von neuen Maschinen, von Schwindelfabrikaten ihm die Kundschaft nimmt; ein Großhändler schickt seine Reisenden direkt in die Privathäuser. Der Kanzleibeamte kauft seinen Kaffee direkt beim Plantagen-

besitzer (Durch den Konsumverein). Neue Waaren erscheinen auf dem Markt. Niemand kennt ihre Herstellung, ihre Kosten. Die wirthschaftlich entwurzelte, geistig beunruhigte Arbeitermasse wächst heran. Tausend Konkurrenten, Konkurrenz- und Erwerbsmöglichkeiten, neue Maschinen, neue Verkehrswege, neue Menschen; und mitten drin der früher große, jetzt kleine Geschäftsmann, der sich nicht mehr auskennt, der gegen alle Neuerungen wettet und griesgrämig zu Grunde geht. Er verarmt, sein Geschäft schrumpft ein und nun verdient er wirklich kein Vertrauen mehr.

Der Wirthschaftsbetrieb von heute, in dem die Bewohner sämtlicher Erdtheile in eine unmittelbare Wechselwirkung getreten sind und Einer den Anderen nicht mehr persönlich kennt, fordert von Jedem, der selbständig in ihn eingreift, ein gewaltiges Orientirungsvermögen. Das Wagniß selbständiger Entscheidung ist ins Ungemessene gewachsen. Der einzelne Arbeiter kann für den kleinen Kreis seiner Arbeitsleistung diese Orientirung nicht gewinnen, das Risiko nicht abwenden. An seine Stelle tritt die kaufmännische Großorganisation. Die besitzt in dem Apparat von Direktoren, Beamten und Agenten ein eigenes Hirn, das für Tausende von Arbeitern und Angestellten denkt und Jedem seinen Platz anweist. Selbst die ganz Großen fühlen sich nicht mehr sicher genug. Sie schließen sich zu immer größeren Organisationen zusammen. Dieser Zusammenschluß erfolgt aus Noth. Niemand giebt seine Selbständigkeit hin, wenn es irgendwie anders geht. Es ist und bleibt bitter, erst fragen zu müssen, was geschehen solle. Lieber Herr im Kleinen als Diener im Großen.

Dieses psychologische Moment übersehen die eifrigen Vertheidiger der Angestelltenwirthschaft. Sie übersehen auch, daß der auf eigene Rechnung arbeitende Selbständige ein an Erfolg reicherer Arbeiter ist als der Lohnarbeiter. Er spornet seine äußersten Kräfte an, bringt die letzten Opfer, um den Erfolg zu erzwingen. Der Erfolg ist sein Leben, der Mißerfolg ist seine Vernichtung. Der Lohnarbeiter wechselt einfach seine Stelle. Eine nennenswerthe Einkommensteigerung winkt nur den Direktoren, in deren Gehirn sich die entscheidende Wirthschaftsthätigkeit konzentriert. Und sie selbst sind durch Günstlingwirthschaft gefährdet.

- Eine Regierung, die aus politischen Gründen das Herrenbewußtsein der Selbständigen schützt und organisiert, bewegt sich auf dem sicheren Boden starker menschlicher Triebe. Der Schalter, von dem ich sprach, kann sehr wohl die Großorganisation des Privatkapitals ersetzen, ohne die Selbständigkeit der Arbeiter wesentlich zu schmälern. Der staatliche Beamtenapparat kann das ganze Wirthschaftsleben vollkommener verarbeiten als der private Re-

gungapparat der Großunternehmung. Er besitzt alle Unterlagen und arbeitet für Millionen, nicht für Tausende. Der gewandteste Fabrikdirektor und Makler wäre dem Regierungapparat gegenüber ein Stümper. Wenn der Staatsbeamte am Schalter dem Selbständigen die Ergebnisse dieser Arbeit mundgerecht zuführt, giebt er ihm das Bewußtsein, dem Großunternehmer und dessen Bediensteten mindestens gleichgestellt zu sein. Nun weiß der Mann, was er zu produziren hat, mit welchen Mitteln und für welche Abnehmer, um den Konkurrenten zu schlagen, um zu verdienen. Er kennt seine Stelle im Wirtschaftsbetrieb und arbeitet eben so sicher, wie wenn er als Angestellter in einem Großbetrieb stünde. Er arbeitet aber erfolgreicher. Seine persönliche Erfahrung verbindet sich mit den weitausblickenden Berechnungen des hochaufgebauten staatlichen Ausgüdes. Neigungen, besondere Fertigkeiten, Charaktereigenschaften werden in Rechnung gestellt. Die Gewißheit, daß der Erfolg genau den Anstrengungen entspricht, giebt Hoffnungen, Schaffensfreude, Zufriedenheit. Das Herrenbewußtsein verjüht alle Mähen, weckt Stolz und Ehrgefühl. Der Meister, der in seiner eigenen Werkstatt steht, ist ein ganzer Mann, ein Mittelpunkt; und wird der Regierung nie Schwierigkeiten machen. Er schimpft wie jeder Andere, wählt und agitirt; aber es ist ihm nicht ernst damit. In seiner Werkstatt ist er Herr. Er regirt im eigenen Haus und ihm fällt nicht ein, im Ernst sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern. Mögen Andere die Welt regiren: an der Stelle, die für ihn von Bedeutung ist, entscheidet sein Wille.

Wie armsällig ist der Arbeiter, der Angestellte, dem stets ein Anderer über die Achsel sieht, der sich selbst verkauft, statt seiner Waare, zum Durchschnittspreis, ohne die Möglichkeit, seine Individualität zur Geltung zu bringen, der eine Lohnerhöhung nicht durch persönliche Leistung zu erzielen vermag und seine Hoffnung auf eine Preisdiktatur setzt, die in nebelgrauer Ferne heranreift, von der er nicht weiß, ob sie ihn beglücken oder vernichten, die den Trägen und den Fleißigen mit dem selben Lohn bedenken wird! In diesem Bild ist Alles grau und reizlos. Die Organisation ist freilich die vollkommene. Ein Wille regirt: alle Widerstände sind ausgeschaltet. Ein einziger Tarif ordnet alle Gütervertheilung: die Philosophen können ihn den Normen höchster Gerechtigkeit und Menschenliebe anpassen. Ein Sonnenstrahl göttlichen Lichtes fällt in die Fabrikräume und Schreibstuben (wenn es nicht einer Majorität gelingt, sich an die Stelle der Gottheit und ihrer Priester zu setzen). Doch dieses Licht bescheint nur entwurzelte, in ihrer Willenskraft beschnittene, ihres schönsten Rechtes beraubte Menschen: ein Geschlecht von Lohndienern, die ver-

standen haben, die Welt so einzurichten, daß Jeder der Knecht des Anderen ist.

Organisation: ja, aber nicht bis zur Vernichtung! Ein großes, feinmaschiges Netz, in das der Einzelne seine Persönlichkeit, so weit sie nicht selbstmächtig ist, einfügt; aber keine Wurmmaschine, welche die Menschen ganz und gar verarbeitet. Dieses Netz zu weben, ist die Aufgabe der Volkswirtschaft. Die Aufgabe der Regierung ist, die Schalter zu öffnen, durch welche die Fäden zwanglos ein- und auslaufen.

Die Zeit der Noth ist die Geburtsstunde für solche Thaten. Ist diese Zeit gekommen? Oder müssen wir warten, bis die Noth noch größer geworden ist? Das ist eine Frage der Politik. Ich glaube, die Dinge stehen so, daß man eine Million für die ersten Versuche auswenden könnte; sofort: unter dem Druck der durch die Kriegslage gegebenen Wirtschaftstörungen. Wenn das große Werk nicht gelingt, kann der Schalterbeamte doch Manchem über die augenblickliche Verlegenheit hinüberhelfen: sein Geschäft in Ordnung bringen, Geld zuführen, Arbeit und Aufträge vermitteln, die Heimkehrenden berathen, bis Alles wieder im alten Gang ist, die unzähligen Hilfeleistungen einheitlich zusammenfassen und dem Einzelnen seinen Theil davon sichern. Die Heimkehrenden werden fragen, wo das Vaterland ist, für das sie ihre Stellung und Arbeitskraft geopfert, ihr Leben eingesetzt haben. Wer anders als der Schalterbeamte eines staatlichen Wirtschaftsamtes kann ihnen auf diese Frage eine vernünftigste Antwort geben?

München.

Dr. Hermann Dimmler.



Das wilde Mädel.

... Und kann ich die Welt nicht im Sturme durchfliegen,
Das Meer nicht durchjagen, nicht rasen und siegen —
Ich will einmal sieben Jungens kriegen!

Die können das Alles

Und mehr noch, juchze!

Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengesindel,
Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld...

Dann werd' ich die uralte Räubermutter
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter)
Und hoch am Feuer und hoch' ihnen Futter —

Sind doch sieben Kerle!

Weiß mir so gefällt!

Ina Seidel.

(Aus dem Band „Gedichte“, der bei Egon Fleischel & Co. erschien.)

Jung Carol.

Am kriegerischen Schmuck, den Blumenstrauch vor der Brust: so zog er aus; und lenkte von der geraden, hellen Straße, die nach der Heimath führte, seitab, gegen den hohen, schattenden Wald. Je näher er kam, desto schneller wurde sein Schritt; er konnte nicht erwarten, in die schweigenden, gewölbten Laubhallen einzutreten. Rasch gewöhnte er das suchende Auge an das Zwielicht. Die schräg durch die Stämme fallenden Sonnenstrahlen, die mit willkürlichem Lichterspiel bald lango Rindenblößen in vielfarbigem Moos schmuck, bald niedriges Geblätter am Boden mit der Klarheit gezeichneter Muster enthüllten, leuchteten genug, um das ahnungsvolle Dämmer für das Abenteuer zu erhellen, das ihn hierher führte.

Denn Jung Carol glaubte sich an diesem Tag und zu dieser Stunde bestimmt, ein Wunder, das in dem Bergwald hauste und davon Sage ging, aufzufinden, zu erfassen und in seine Sammel-schranke daheim zu bringen. Ein grotesker, tropisch schöner, gigantischer Schmetterling war hier zu kurzen Monden in der Abendzeit sichtbar. Jung Carol konnte ihn beschreiben; gesehen hatte er ihn nie; er galt als seltenste, höchste Kostbarkeit. Heute vereinten Zeit und Stunde sich günstig; es lud ihn förmlich ein, nach dem seltenen Wild die Jagd zu wagen.

Aber die weiten Hallen waren leer, bedrückend still, als brüte Zauber in den dämmernden Tiefen, hinter den Hängen und Gründen, die fern sich ins grenzenlose Blau dehnten. Nur ab und zu glitt ein gleichgültiges Insekt unsicher schwirrend durch die Sonnenstrahlbündel und verlor sich im Schatten. Manchmal tönte der Lockruf eines einsamen, unsichtbaren Vogels, seltsam herausfordernd, fast aufregend; als rief er: Hab Acht! Hab Acht! Er erscholl in unregelmäßigen Pausen, immer, wenn Jung Carol versucht war, von seinem Vorsatz ab-zustehen und die Hoffnung aufzugeben. Denn er schien vergeblich zu suchen; Stunden waren schon verronnen und der Ersehnte zeigte sich nicht.

Bekümmert, müde, fast bereuend, hatte er sich auf einen gefällten Baum niedergelassen, dessen Rinde abblätternnd gegen den Boden fiel. Brütend zeichnete er Figuren in das Erdreich. Da schrak er empor. Hart neben ihm erkante plötzlich, grell störend, der Warnungsruf des Vogels. Er sprang auf; am Stumpf des Baumes sah er: ein großes, schwarzes, rabenähnliches Thier, das er nie gesehen, blickte ihn mit harten, glänzenden Augen an und hoßte unbeweglich; nur manchmal regte der Vogel schluckend die Kehle, als wolle er seinen unheimlichen, kurzen Gesang, der wie ein Signal klang, wieder anstimmen. Mit einem Mal wandte er seinen großen Kopf mit dem langen, spitzen Schnabel spähend nach der Seite aufwärts, spreitete die kurzen, breiten Schwingen aus, erhob sich schweigend mit hartem Flügelklappen in die Lüfte und verschwand, hastig rudernnd, in den nächsten Baumkronen.

Jung Carol stand auf. Der menschenleere, sichter leblose Wald glied einem ungeheuren Zauberkreis, in dessen Mitte er stand. Leid war ihm schon, daß der schwarze, räthselhafte Geselle von seiner Seite gewichen war.

Begann die Sonne nicht, in wagerechten Strahlen düsterer zu scheinen? Wurde die regungslose Luft, die schwül lastende, nicht um einen Schatten kühler? Es fiel ihm jäh ein: gerade um diese Zeit, vor Beginn der Abenddämmerung, flog der kostbare Falter seinen einsiedlerischen Flug. Er faßte sich ein Herz und spähte umher; noch war Helle genug; er durchsforchte Richtung auf Richtung. Nichts regte sich. An diesem Ort war er sicher nicht. Jung Carol mußte tiefer nach den Waldböden zu hindringen, ehe die kostbare Zeit verrann.

Schon wollte er gehen, als der erhobene Fuß ein großes Stück der Baumrinde streifte. Er hob es auf, um zu forschen, ob es Etwas berge; zu seinem Erstaunen klebten zwei dunkle Nachtschmetterlinge an der inneren Wölbung, mit übereinandergeschlagenen Flügeln zusammengeschniegelt. Ihre Farbe hatte einen seltsam tiefen, bläulichen Ton, wie schweres Tuch. Er drehte den Fund mehr gegen das Licht, als am Rand plötzlich Etwas durchdringend glänzte. Ein Witz; ein leiser Schrei; ein Erbeben des Herzens! Gerade auf der Kante des Rindensstückes, mit den langen, feinen Füßen vorsichtig kletternd, saß der große Falter mit aufrecht stehenden, zusammengelegten Flügeln, deren wunderjames Goldmosaik den stehenden Glanz in sein Auge entsendet. Kein Zweifel: der Gesuchte!

Und nun breitete er die langen, wundersam gezackten Flügel aus und offenbarte dem Wald und dem Beschauer seine volle Pracht. Ein herrlich flammendes Braunroth, an den Rändern mit himmelblauen eingestreuten Halbmonden, mitten innen aber zwei mächtige, runde, schillernde Augen, die, feenhaften Glanzes, wie Edelsteine in dem Sammet der Flügel funkelten.

Jung Carol wagte nicht, zu athmen. Leise, leise setzte er sich nieder; und der kostbare Fremdling ließ es sich gefallen. Noch bewegte er nicht die Flügel.

Ganz versunken in den nie geschauten Anblick, bemerkte Jung Carol nicht, daß er diesen Schatz nicht allein betrachte. Ein zweites Mal ließ ihn metallisches Wüthen aufschauen. Und siehe: eine dünne, goldene Schlange lag auf dem Baumstumpf geringelt, den der Vogel verlassen, erhob ihren langen Hals und blickte aus beweglich sich drehendem Kopf sternhellen Auges nach dem Schmetterling. Der entrollte jetzt seinen feinen, zur Spirale sich verjüngenden Rüssel, in dessen innerster Windung ein großer, hell smaragdgrüner Tropfen hing. Sogleich gerieth die Schlange in heftig zuende Bewegung, hielt einen Augenblick lang gerade über dem Falter inne und senkte aus ihrem leuchtenden Köpfschen eine lange, goldene, gespaltene Zunge hinab, die den Tropfen aus dem Rüsselgewinde einfog, emporhob und in dem zähigen Rachen verschwinden ließ. Da erschloß ein großes

Bittern den Falter; wie befreit, erhob er sich, lautlos, von seinem Ort und entschwebte raschen, geraden Fluges, die ausgebreiteten Schwingen nur ein Wenig bewegend.

Starr sah Jung Carol da. Der Schreck hatte ihn fast gelähmt; er erhob sich mühsam, dem Fliehenden zu folgen. Gebannt aber blieb er stehen. Die Schlange hatte sich gleich ihm aufgerichtet; er blickte wie gezwungen auf sie. Und zu seinem sprachlosen Erstaunen sah er in ein feines, ovales Mädchenantlitz von wunderbarem Reiz, das aus goldfarbigen Schleiern dunkle, schmachtende Augen mit wehmüthigem Lächeln nach ihm wandte. Das süße Brauen, das ihn ergriff, wurde gemehrt, als er fühlte, daß der Wald sich bewege und daß er gehend dahinschwebe; getragen, wohin er nicht wolle. Wie eine Wolke hatten sich die Schleier der Gestalt zu Düsten verbreitet, rings hergelagert und schienen, durchströmt von kühler, streichender Luft, zu segeln. Vor ihm her flatterte es hier und dort flüchtig auf; er glaubte, den Entflohenen zu sehen, der gleißend mit seinen bunt schimmernden Flügeln durch dünne Nebelschwaden glitt. Noch fühlte Jung Carol unstillbares Verlangen nach ihm. Nur begann er, müde zu werden, und fröstelte; er versuchte, zu sich zu kommen und umzuschauen, wohin die Fahrt gehe. Aber sein Blick blieb in dem Faltengewirr um ihn hängen, magisch gebannt auf die seltsam mitleidigen Züge des Mädchens. Mit Anstrengung richtete er den widerstrebend müden Nacken auf und forschte mit schweren Lidern nach dem entflohenen Schatz. Der Berg schien unter ihm zu wachsen; er erhob mit Mühe die Füße und fühlte, daß er steige. Nun wich der Boden wieder und ihm war, als ginge es tiefer in Niederungen.

Dunkel sank herein. Schwer und schwerer wurde sein Athem, er hörte, daß er keuchte; immer schneller trieb er dahin. Zweifel, Furcht, Heimweh besiel ihn; und er wandte zum ersten Mal bittend den Kopf nach seiner schönen Gefährtin. Aber deren Züge zeigten nur eine steinern milde Ruhe. Sie schien zu altern; das Haar floß silberweiß in ihre Falten, der Goldglanz war zu greisenhaftem Grau verblühen.

Und nichts mehr zu sehen sonst! Gleich einem uferlosen Meer umschwamm ihn Nebel und grüstefalt hauchte es aus den verschleierten Tannen. Das Faltengewebe um ihn legte sich feucht an seine Wangen und ein endloses Regnen von Eisnadeln entquoll den lehten, schwindenden Zipfeln der Gewänder. Tief ins Herz kroch ihm Frost mit schneidend qualvoller Schärfe, zog sich zusammen und drängte die Glieder aneinander; bis Carols Sinne schmerzlos schwanden. Mit schon geschlossenen Lidern blickte er in eine tiefe purpurne Bläue. Durch sie hin schwebte riesengroß der Zauberfalter, schräg ausgebreiteten Fluges, das grelle Augenpaar in der Mitte schauerlich drohend. Das war das Letzte.

Und Carol entschlief; einsam, ohne das erträumte Glück, ein selig bitteres Lächeln auf den Lippen.

Alfred Knobloch



Herbstkurs.

England bereitet sich auf die dritte Kriegsanleihe vor. Mac Kennas Anleihe, die Ende Juni 600 Millionen Pfund gebracht haben soll, scheint verbraucht und seitdem hilft sich die Regierung mit Schatzscheinen. Im August hieß es, eine englische Anleihe in Amerika (500 Millionen Dollars), die J. P. Morgan Junior einführen wolle, werde 5 Prozent Zinsen gewähren. Dann würde Großbritanniens Normalzinsfuß von $2\frac{1}{2}$ Prozent also verdoppelt. McKenna sagte, als er den Aufstieg zu $4\frac{1}{2}$ Prozent verteidigte: „Wenn im Verlauf des Krieges eine neue Anleihe zu noch höherem Zinsfuß nothwendig wird, dürfen die Besitzer der zweiten Kriegsanleihe ihre Stücke wieder, zum Parikurs, in neue Schuldverschreibungen umtauschen.“ England läßt, nach lautem Spott über unsere Darlehnskassen, eine Anleihe fortzuzugend die andere gebären. Die ersten $4\frac{1}{2}$ procentigen McKennas können, ohne Abzug, zum Preis von 100 Prozent in neue Stücke ausgewechselt werden. Dabei kostet die zweite Kriegsanleihe an der Börse $96\frac{1}{2}$. Das bedeutet ein Disagio von $3\frac{1}{2}$ Prozent.

Hat Deutschland den Vergleich mit Britannien zu scheuen? Die dritte Kriegsanleihe wird den Zeichnern zu 99 Prozent angeboten. Die erste kostete $97\frac{1}{2}$, die zweite $98\frac{1}{2}$ Prozent. Die Preiserhöhung wäre nicht möglich, wenn die Gestaltung des Kurfes, bei den Umsätzen an der Börse, nicht die Voraussetzung dazu geschaffen hätte. Das Publikum hat, durch sein Verhalten zu den Kriegsanleihen, den Emissionspreis selbst bestimmt. Die Franzosen erfinden das tollste Zeug, um den sicheren Milliardenrieg, den die dritte fünfprozentige Reichsanleihe haben wird, schon jetzt zu verbunkeln. Und doch beneidet Herr Ribot gewiß unseren Schatzsekretär. Die Banque de France kann von der kunstvollen Anleihetaktik ihres Beschüßers ein Lied singen. 6500 Millionen Francs Vorschüsse an den Staat und 1470 Millionen zum Besten der Verbündeten und des beleidigten Frankenkurfes. Die Bank wollte, verschämt, die Methode des deutschen Centralinstitutes nachmachen und das Volk zur Auslieferung der verstockten Goldschätze ermuntern. Dadurch wuchs auch der Goldvorrath um ein paar Hundert Millionen; aber die Bank mußte Gold nach London geben, weil sie sich verpflichtet hatte, der englischen Genossin zu helfen. Die Bundesgenossen sind unerfülllich und die Devisenkurse werden immer feindlicher gegen den Frankentausch. Die Schweiz, zum Beispiel, bewerthet französisches Geld mit einem Disagio von $10\frac{1}{2}$ Prozent, obwohl beide Länder der selben Münzunion angehören und Frankreich, in den ersten Monaten des Krieges, noch große Guthaben bei den Eidgenossen hatte. Für 100 Dollars wurden in Paris, nach der üblichen Rechnung, 516 Francs bezahlt; heute kosten sie beinahe 600 Francs: ein Disagio von etwa 17 Prozent. Nur der Rubel und die italienische Lira werden in Paris schlechter behandelt als in Friedenstag. Für 100 Rubel werden nur 207 Francs gezahlt (gegen $264\frac{1}{4}$ normal); für 100 Lire 92,50 (gegen 100).

Man braucht die schlechte Haltung der englischen und französischen Valuta nicht als ein Merkmal schwerer Finanzerkrankung anzusehen. Ihre Hauptursache ist die Hemmung des Außenhandels und des internationalen Zahlungsausgleiches. Die wirkt auf alle Länder, nirgends aber so stark wie in Frankreich und England. Das Deutsche Reich hat die Absperrung vom Weltverkehr ertragen. Die Anderen hatten geglaubt, untwundet zu bleiben, und stöhnen nun wie Gemarterte. Großbritannien hat alles erlangbare Gold nach New York gelegt, um den Wechselkurs wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die Goldeinfuhr, zur Bezahlung der von Amerika gelieferten Waaren, war das einzige Mittel, dem englischen Geld ins alte Ansehen zu verhelfen. Aber die Goldbehälter haben einen Boden und die Amerikaner sind ehrgeizig. Ihnen liegt nicht daran, daß der Sterlingwechsel seinen Ruf im Weltverkehr wiedergewinnt. Sie wünschen, den Dollar an seiner Stelle zu sehen. Deshalb sind sie mit dem Wandel der Dinge zufrieden. Ob England zahlungsfähig bleibt, ist für seine Zukunft weniger wichtig als die andere Frage: ob es sich als Abrechnungstelle für den Welthandel behaupten kann. Das muß man bedenken, um zu verstehen, was es heißt, daß in Amerika das Pfund Sterling mehr als 6 Prozent verloren hatte (Parität: 4,86 Dollars; niedrigster Kurs: 4,56). Ein Land, das so viel importirt wie Britanien, könnte die durch die Entwerthung des Sterlingkurses bewirkte Vertheuerung auf die Dauer nicht ertragen. Die britische Handelsbilanz ist im ersten Kriegsjahr um 3½ Milliarden Mark passiver geworden. Dieses Ergebnis ist, mehr noch als auf die Waarenmenge, auf den Waarenpreis zurückzuführen. Könnte Großbritannien den Bedarf an Lebensmitteln, industriellen Rohstoffen und Halbfabrikaten im eigenen Land decken, dann wäre seine Devisen nicht im Werth gesunken.

Auch die inländische Theuerung aller wichtigen Gegenstände drückt schmerzhaft. Die City fürchtet, daß die neue Einkommensteuer den Kapitalgewinn um 30, den Arbeitertrag um 15 bis 17 Prozent kürzen werde. Die Unabhängigkeit im Handel und im Handeln, deren sich der Briten stets rühmte, setzt voraus, daß man ihm nicht Verpflichtung zumulde, gegen die seine Natur sich wehrt. Seit diese Voraussetzung nicht mehr gilt, wird ein Gewirr feindlicher Interessen sichtbar. Die Aushebung der Männer zum Heeresdienst schadet der Industrie; die Ausfuhrbeschränkungen schädigen den Außenhandel, die gesteigerten Löhne den Konjumenten. Der englische Boden ist so reich an Kohlenlagern, daß in guten Jahren für 500 Millionen Mark Kohle ausgeführt wurde. Der Riesenvorrath brachte dem Volk niedrige Preise und dem Staat eine große Einnahme. Jetzt ist die Kohle knapp und theuer. Der Handelsminister schätzt die Mehrbelastung des Volkes durch die Erhöhung der Kohlenpreise auf 20 Millionen Pfund. Die walsjer Bergleute drohten zweimal mit dem Generalstreik und setzten zweimal ihr Verlangen nach Lohnaufbesserung durch. Der Bergwerkbetrieb ist theuer geworden; und die Sonne Kohle, die in Newcastle

vor einem Jahr mit 15 Schilling bezahlt wurde, kostet heute 22. Bei geringeren Sorten ist die Preissteigerung noch höher. Das Ausfuhrverbot nützt nicht; denn die Preise für englische Kohle sind im Ausland so hoch, daß man sich so lange wie möglich mit einheimischem Brennstoff behelft. Die Exportbeschränkung ist natürlich ein Opfer, das dem Außenhandel aufgebürdet wird, und drückt auf die Handelsbilanz. Auch Englands Wohlstand ist also in ernster Gefahr.

Die Amerikaner glauben nicht, daß Britannien in Vermögensverfall gerathen könne. Für den Frühling der Friedenszeit brauchen sie einen Abnehmer, der die gesteigerte industrielle Arbeit rentabel macht. Die newyorker Börse ist wieder einmal überheizt. Die berühmten Namen, die von den Kriegereignissen verschlungen schienen, sind wieder an die Oberfläche getrieben worden; und es lohnt sich, newyorker Kursberichte zu veröffentlichen: weil in dieser Zeit sonst nirgends Gelegenheit zu praktischen Uebungen ist. Freilich: die Kurse sitzen auf dünnen Glasstäben. Die Vereinigten Staaten spüren einen spekulativen Bethätigungshang, der an die berühmtesten Gründerjahre mahnt. In Deutschland entzündeten die französischen Milliarden die Phantasie; in Amerika sind es die englisch-französischen Milliarden, die für Waffen und Munition ins Land kommen. Die Vereinigten Staaten machen ihr Geschäft während des Krieges und rechnen darauf, daß ihnen der Wiederaufbau Europas, das ja Stoffe und Waaren aller Art in ungeheurer Menge brauchen wird, noch mehr einbringen müsse.

Die Aktionäre der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft brauchen auch nach dem Tode des Generaldirektors Emil Rathenau nicht um ihren Besitz zu bangen. Im Juli war ihnen gesagt worden, daß die bis Ende April errechneten Umsätze und Aufträge nicht kleiner gewesen seien als im Vorjahr, obwohl das feindliche Ausland mit seinen in Friedenstag beträchtlichen Ziffern fehlte. Auch die Finanzen der Gesellschaft sind in der alten guten Form geblieben; ihr Bankguthaben betrug Ende Juni 1915 83 Millionen Mark. So groß war es nie zuvor. Ergänzt wurde die Summe der Bargeselder durch ein Guthaben von 36 Millionen, das der AEG-Schnellbahn gehört. Nennenswerthe Verluste gab's in der Kundschaft nicht; keinen im Kontokorrent. Die Dividende wird von 14 auf 10 Prozent sinken. Doch die Verwaltung läßt sich durch den Krieg nicht einschüchtern; um eine neue Gemeinschaft mit den Berliner Elektrizität-Werken zu knüpfen, erhöht sie das Stammkapital von 185 auf 191 Millionen. Nur Krupp, Diskontogesellschaft, Deutsche und Dresdener Bank verzinsen noch größeres Kapital. Und in der Generalversammlung, am dritten September, konnte der Vorsitzende, Herr Dr. Rathenau, mit Recht die Erwartung andeuten, daß auch die Dividende bald wieder steigen werde.

Die BGEW sind nicht viel jünger als die AEG. Ein Grundsatz Rathenaus lautete: „Für sichere Abnehmer muß man selbst sorgen.“ Die BGEW schlossen einen Stromlieferungvertrag mit der Stadt Ber-

lin; und die AEG, die bei den Kapitalserhöhungen der B&W den halben Aktienbetrag zum Parikurs fordern durfte, wurde zugleich die Lieferantin ihres Kindes. Das war ein kleines Monopol, das der Stadt aber nicht schlecht bekam; denn sie war am Gewinn beteiligt. Trotzdem kündigte sie den Vertrag. Am ersten Oktober 1915 geht das städtische Kraftwerk der Gesellschaft in den Besitz der Gemeinde Berlin über, die am selben Tag dafür der B&W 128 Millionen zu zahlen hat. Privater oder städtischer Betrieb: so große Fragen wagt Deutschland im Sturm des Weltkrieges zu beantworten. Wo ist der Mann, der die englische Elektrotechnik aus der Zwangsjacke der Grafenschaftsvorurtheile befreit? Als der Krieg begonnen hatte, wurde in englischen Fachblättern gemahnt, aus den Erfolgen der deutschen Elektrotechnik zu lernen. Ob die Mahnung genützt hat? Noch war davon nichts zu merken. Die AEG will nun die B&W, die als Aktiengesellschaft weiterleben, fest an sich ziehen. Den Aktionären der B&W wurde ein Aktienumtausch vorgeschlagen, für den natürlich die Grundlage, der Vergleich amtlicher Kurse, fehlt. Am fünfundzwanzigsten Juli 1914 würde die Aktie der AEG zu 218, die der B&W zu 154 notirt; obwohl die Dividenden beider Gesellschaften sich nur um 2 Prozent unterschieden. Die AEG will die 44 Millionen Mark Stamm- und 20 Millionen Vorzugaktien der B&W erwerben und hat den Aktionären vorgeschlagen, 4000 Mark B&W gegen 3000 Mark AEG einzutauschen. Wichtig ist die Begründung: „Die allgemeine Lage stellt die AEG vor die Aufgabe, durch Vermehrung und Ausbau ihrer Fabrikationszweige für die Möglichkeit einer vorübergehenden Einschränkung der Auslandsfähigkeit einen Ausgleich zu schaffen.“ Sie ist, wie sich gezeigt hat, auf das Ausland nicht angewiesen. Das braucht die Fabrikate und Einrichtungen der deutschen Elektroconcerns; denn selbst die größte amerikanische Gesellschaft, die General Electric Co., blieb mit ihrem Umsatz im vorigen Jahr um fast 100 Millionen hinter der AEG und hatte neben deren 240 000 Einzelfonten nur 15 000 aufzuweisen. Solche Ziffern können sich sehen lassen.

Die B&W waren längst auf die Abtrennung ihrer Berliner Centralen vorbereitet. Rathenau wollte nicht, daß die Gesellschaft liquidiert werde, wenn die Stadt den Vertrag kündigte. So wurde dem Unternehmen ein neuer Inhalt zugebracht: das große Kraftwerk bei Bitterfeld, das über weite Braunkohlenfelder verfügt. Der erste Plan war: Groß-Berlin aus diesem Fernkraftwerk mit wohlfeiler Elektrizität zu versorgen. Dieser Plan fiel; der Werth des B-Aktes blieb ungeschmälert bestehen. Das Kraftwerk wird jährlich 1 Milliarde Kilowattstunden abgeben. Um Kalkstoff aus der Luft zu gewinnen, sicherte eine weitab liegende Fabrik sich die Lieferung von 500 Millionen Kilowattstunden; der Braunkohlenbesitz und der bequeme Ausbau verbilligt den Preis so, daß der Bezug aus Bitterfeld dem Bau einer eigenen Kraftcentrale vorzuziehen ist. Die B&W werden auch als finanzielle Trustgesellschaft der AEG wichtig sein; sie besitzen

Aktien und Schuldverschreibungen mancher Elektrizitätswerke, besonders der Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft, die mit der züricher Elektrobank in Verbindung steht. Von den 128 Millionen, die Berlin für die Elektrizitätswerke zahlt, fließen mindestens 80 der AEG zu. Deren Aktionäre werden das neue Kapital eben so gut arbeiten sehen, wie das alte bis heute gearbeitet hat. Und die Kapitalkraft dieser Gesellschaft wird, mit einem Bankguthaben von 200 Millionen, jeder Aufgabe gewachsen sein, an die sie herantritt.

Viele Aktionäre der B&W haben zu hohem Kurs gekauft. Sollen sie den Tausch mitmachen, der ihnen Verlust droht? Bei dem von der AEG vorgeschlagenen Umtauschverhältnis 1:3 käme die B&W-Aktie auf ungefähr 155 Prozent; in den Jahren 1911 und 1912 war sie über 200 gestiegen und erst kurz vor dem Krieg in die Tiefe gesunken. Wer die Hoffnung hat, daß bald wieder hohe Dividenden blühen werden, braucht seine Aktien nicht umzutauschen. Die Leiter der AEG sind solcher Hoffnung fern; sie sagen: „Die B&W, die ein reines Betriebsunternehmen waren, gewinnen den Charakter eines ausgeprägten Industrieunternehmens, dessen Entwicklung nicht, wie früher, lediglich auf dem Wachstum einer Großstadt beruht, sondern von den Handelskonjunktoren einzelner Erzeugnisse abhängig wird. Den Aktionären der B&W soll ermöglicht werden, sich von den unvermeidlichen Risiken einer zum Theil auf neue Grundlagen zu stellenden industriellen Entwicklung zu befreien, die zeitweise auch mit Einsenkung der Erträge verbunden sein kann.“ Das klingt wohl düsterer, als durch die Umstände bedingt war. Die AEG will die Aktien haben, um den B&W einen neuen Inhalt zu geben. Ob sie höheren Preis bietet, konnte? Hält Bitterfeld, was es verspricht, so ist den B&W reicher Ertrag sicher. Greifbar aber sind nur die Zinsen des Kapitals, das von der Kaufsumme für die städtischen Werke übrig bleibt, und die Zinsen und Dividenden der den B&W gehörenden Wertpapiere. Davon sind zunächst die 20 Millionen Mark Vorzugaktien mit $4\frac{1}{2}$ Prozent Dividende und 56 Millionen Mark 4- und $4\frac{1}{2}$ Prozentiger Schuldverschreibungen zu versorgen. Der Dividendenschein für 1914/15 bleibt den B&W-Aktionären; 12 Prozent wird er diesmal nicht bringen. An der AEG-Dividende für 1915/16 werden die umgetauschten Aktien zur Hälfte theilhaftig sein; die übrigen Stücke behalten natürlich ihren vollen Anspruch. Der wird aber kaum mehr ergeben, als die halbe Dividende der AEG beträgt. Für die nächsten Jahre müssen die B&W-Aktionäre bescheiden sein; sie dürfen auch nicht vergessen, daß ihre Dividende von dem Willen der AEG bestimmt wird. Die zwingt Keinen zum Umtausch. Jedem Aktionär bleibt volle Willensfreiheit. Ist er zu klarem Urtheil fähig, dann wird er sich sagen, daß gerade der Krieg die Gesundheit unserer Elektroindustrie erwiesen hat und daß die AEG auch auf neuen Märkten, unter neuen Führern, nach Menschenvoraussicht vornan bleiben wird.

Labou.

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe von 1915.

Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch, die Feinde niederzuringen, die der **Zahl** nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerschellen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere“. Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Ausgegeben werden fünfprozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe. Der Zeichnungspreis beträgt 99⁹/₁₀ bei Schuldbuchzeichnungen 98,80⁹/₁₀. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuß. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volkskreisen aufs wärmste empfohlen werden.

Für die Zeichnungen ist in umfassendster Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und der **Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, **sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft**, endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungsstellen ist den weitesten Volkskreisen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen Zeichnungsschein zu beschaffen, der bei den vorgenannten Stellen, für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um **eine Einzahlung** handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Postbriefkasten zu stecken.

Ueber das Geld braucht man zur Zeit der Zeichnung noch nicht sogleich zu verfügen, die Einzahlungen verteilen sich auf einen längeren Zeitraum. Die Zeichner können vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen. Sie sind verpflichtet:

30 %	des gezeichneten Betrages	spätestens bis zum	18. Oktober 1915,
20 %	"	"	" " " 24. Novem. 1915,
25 %	"	"	" " " 22. Dezem. 1915,
25 %	"	"	" " " 22. Januar 1916

zu bezahlen. **Nur wer bei der Post zeichnet, muß schon zum 18. Oktober d. J. Vollzahlung leisten.** Im übrigen sind Teilzahlungen nach Bedürfnis zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Auch die Beträge unter 1000 Mark sind nicht sogleich in einer Summe fällig. Da die einzelne Zahlung nicht geringer als 100 Mark sein darf, so ist dem Zeichner kleinerer Beträge, namentlich von 100, 200, 300 und 400 Mark, eine weitgehende Entschließung darüber eingeräumt, an welchen Terminen er die Teilzahlung leisten will. So steht es demjenigen, welcher 100 Mark gezeichnet hat, frei, diesen Betrag erst am 22. Januar 1916 einzuzahlen. Der Zeichner von 200 Mark braucht die ersten 100 Mark erst am 24. November 1915, die übrigen 100 Mark erst am 22. Januar 1916 zu zahlen. Wer 300 Mark gezeichnet hat, hat gleichfalls bis zum 24. November 1915 nur 100 Mark, die zweiten 100 Mark am 22. Dezember, den Rest am 22. Januar 1916 zu zahlen. Es findet immer eine Verschiebung zum nächsten Zahlungstermin statt, solange nicht mindestens 100 Mark zu zahlen sind.

Der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig. Der Zinsentlauf beginnt also am 1. April 1916. Für die Zeit bis zum 1. April 1916 findet der Ausgleich zugunsten des Zeichners im Wege der Stückzinsberechnung statt, d. h. es werden dem Einzahlser 5% Stückzinsen von dem auf die Einzahlung folgenden Tage ab im Wege der Anrechnung auf den einzuzahlenden Betrag vergütet. So betragen die Stückzinsen auf je 100 Mark berechnet:

	für Stücke	für Schuldbuch- eintragungen
für die Einzahlungen bis zum 30. Sept. 1915 2,50 M, der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	96,50 M	96,30 M
für die Einzahlungen am 18. Oktober 1915 2,25 M, der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	96,75 M	96,55 M
für die Einzahlungen am 24. November 1915 1,75 M, der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	97,25 M	97,05 M

Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

Für die Einzahlungen ist nicht erforderlich, daß der Zeichner das Geld bar bereitliegen hat. Wer über ein Guthaben bei einer Sparkasse oder einer Bank verfügt, kann dieses für die Einzahlungen in Anspruch nehmen. Sparkassen und Banken werden hinsichtlich der Abhebung namentlich dann das größte Entgegenkommen zeigen, wenn man bei ihnen die Zeichnung vornimmt. Besitzt der Zeichner Wertpapiere, so eröffnen ihm die Darlehenskassen des Reichs den Weg, durch Beleihung das erforderliche Darlehen zu erhalten. Für diese Darlehen ist der Zinssatz um ein Viertelprozent ermäßigt, nämlich auf $5\frac{1}{4}\%$, während sonst der Darlehenszinssatz $5\frac{1}{2}\%$ beträgt. Die Darlehensnehmer werden hinsichtlich der Zeitdauer des Darlehens bei den Darlehenskassen das größte Entgegenkommen finden, gegebenenfalls im Wege der Verlängerung des gewährten Darlehens, so daß eine Kündigung zu ungelegener Zeit nicht zu besorgen ist.

Wer **Schuldbuchzeichnungen** wählt, genießt neben einer Kursvergünstigung von 20 Pfennig für je 100 Mark alle Vorteile des Schuldbuchs, die hauptsächlich darin bestehen, daß das Schuldbuch vor jedem Verlust durch Diebstahl, Feuer oder sonstiges Abhandenkommen der Schuldverschreibungen schützt, mithin die Sorge der Aufbewahrung beseitigt und außerdem alle sonstigen Kosten der Vermögensverwaltung erspart, da die Eintragungen in das Schuldbuch sowie der Bezug der Zinsen vollständig gebührenfrei erfolgen. Nur die spätere Ausreichung der Schuldverschreibung, die jedoch nicht vor dem 15. Oktober 1916 zulässig sein soll, unterliegt einer mäßigen Gebühr. Die Zinsen erhält der Schuldbuchgläubiger durch die Post portofrei zugesandt; er kann sie aber auch fortlaufend seiner Bank, Sparkasse oder Genossenschaft überweisen lassen oder sie bei einer Reichsbankanstalt oder öffentlichen Kasse in Empfang nehmen. Angesichts der großen Vorzüge, welche das Schuldbuch gewährt, ist eine möglichst lange Beibehaltung der Eintragung dringend zu raten.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß die Beteiligung an der Kriegsanleihe nach jeder Richtung auch den weniger bemittelten Volksklassen erleichtert ist. Die Anleihe stellt eine hochverzinsliche und unbedingt sichere Anlage dar. Darüber hinaus aber ist es eine Ehrensache des Deutschen Volkes, durch umfangreiche Zeichnungen die weiteren Mittel aufzubringen, deren Heer und Flotte zur Vollendung ihrer schweren Aufgaben in den um Leben und Zukunft des Vaterlandes geführten Krieg unbedingt bedürfen.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft in Willich.

Bilanz zum 30. Juni 1915.

Aktiva.		M.	pf	M.	pf
1. Grundstücke in Willich und Krefeld		264 069	64		
Zugang		63 937	06	328 006	01
2. Gebäude in Willich und Krefeld		3 871 186	72		
Zugang		200 966	29	4 088 103	01
3. Maschinelle Anlagen		1 036 345	83		59
Zugang		611	76	4 096 947	
4. Bahnanschluß und Transportanlagen		216 218	98		69
Zugang		378	01	216 657	
5. Werkzeuge und Geräte	abgeschrieben bis auf M. 1.—	490 630	29		
Zugang		367	85	490 992	14
6. Mobilien und Inventar	abgeschrieben bis auf M. 1.—	256 850	03		
Zugang		17 277	85	274 128	78
7. Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	abgeschrieben bis auf M. 1.—	65 773	77		
Zugang		1 610	09	67 384	43
8. Patente und sonstige Urheberrechte	abgeschrieben bis auf M. 1.—	150 614	03		
Zugang		6 748	05	157 550	58
9. Kautions-Konto	abgeschrieben bis auf M. 1.—			1 852	80
10. Debitoren: Banken		7 565 970	96		
Allgemeine		1 267 970	44	10 833 940	40
11. Vorräte: Halb- und Fertiglaborate		1 552 964	54		
Rohstoffe und Magazinmaterialien		877 899	04	3 430 864	28
12. Versicherungs-Konto, Vorauszahlungen				1 992	37
13. Verschüsse				12 077	58
14. Hypotheken-Darlehens-Konto				35 010	34
15. Kasse, Wechsel und Schecks				248 206	13
				24 221 221	38
Passiva.		M.	pf	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto				8 000 000	—
2. Obligationen-Konto				5 060 100	—
3. Reservefonds-Konto				804 231	10
4. Abschreibungen:					
bis 30. 6. 1914					
auf Gebäude		339 061	91		
„ maschinelle Anlagen		1 126 116	03		
„ Bahnanschluß und Transportanlagen		68 075	01		
„ Werkzeuge und Geräte		258 889	48		
„ Mobilien und Inventar		128 223	74		
„ Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		20 921	84		
„ Patente und sonstige Urheberrechte		159 813	03	2 091 069	89
für 1914/15:					
auf Gebäude		160 648	06		
„ maschinelle Anlagen		469 694	76		
„ Bahnanschluß und Transportanlagen		148 481	55		
„ Werkzeuge und Geräte		238 101	66		
„ Mobilien und Inventar		145 994	04		
„ Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		46 462	39		
„ Patente und sonstige Urheberrechte		6 744	86	1 144 032	50
5. Akzente-Konto (einschl. M. 196 367,19 in feindlichen Ländern)				813 152	46
6. Zinschein-Einlösungs-Konto				91 765	—
7. Dividenden-Konto				9 890	—
8. Arbeiter-Unterstützungskassen-Konto				298	36
9. Unterstützungsfonds-Konto				6 096	13
10. Rücklage für Aktien-Einführung				100 000	—
11. Rücklagen-Konto				805 228	28
12. Talonsteuer-Rücklagen-Konto				42 000	—
13. Kreditoren: Allgemeine		1 887 609	96		
Vorauszahlung a. Staatslieferungen		500 000	—	1 887 609	96
14. Reingewinn				4 277 709	71
				24 221 221	38

Gewinn- und Verlustrechnung zum 30. Juni 1915.

Soll		M.	pf.	M.	pf.
Handlungskosten-Konto		409 271	56		
Zinsen- und Agio-Konto		84 876	92		
Hypothekenzinsen-Konto		4 700	06		
Schuldscheinstinsen-Konto		250 000	—	748 848	54
Abschreibungen				1 144 032	50
Gewinn				4 277 760	71
				6 170 641	75
Haben,		M.	pf.	M.	pf.
Gewinn-Vortrag aus 1913/14				130 473	10
Ueberschuß				6 040 168	85
				6 170 641	75

Die Generalversammlung vom 28. August d. J. hat die Verteilung eines Gewinns von 25% beschlossen; dieselbe ist sofort zahlbar an unserer Kasse in Willich, bei dem Barmer Bankverein, Barmen und seinen Zweigstellen, bei der Deutschen Nationalbank, Bremen, und ihren Zweigstellen, bei dem Bankhaus J. Frank & Co., Crefeld, bei dem Chemnitzer Bank-Verein, Chemnitz.

Willich, den 31. August 1915.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft, Willich.

Der Vorstand: H. Becker.

Richten Sie bitte alle Zuschriften, die für den **Anzeigen - Teil**

dieser Wochenschrift bestimmt sind, ausschließlich an

Max Kirstein Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift **DIE ZUKUNFT, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59**



Denkt
an uns
sendet

**Galem
Aleikum
Galem Gold**
Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: N^o $\frac{3\frac{1}{2}}{3\frac{1}{2}}$ $\frac{4}{4}$ $\frac{5}{5}$ $\frac{6}{6}$ $\frac{8}{8}$ $\frac{10}{10}$ Pfg d. Stk.

Trustfrei! 20 Stk. feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stk. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak- u. Cigaretten-Fabr. Yenidze Dresden.
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. d. Königs v. Sachsen

Die dritte Kriegsanleihe.

Mehr noch als in den Tagen, da die beiden ersten Kriegsanleihen zur Zeichnung aufgelegt wurden, hat sich die Erkenntnis von der Stärke der deutschen Volk- und Wirtschaftskraft vertieft. Glänzend hat die deutsche Volkswirtschaft über die Aushungerungspläne der Gegner triumphiert. Das Erscheinen der dritten Kriegsanleihe folgt dem Abschluß der Bilanz des ersten Kriegsjahres; und daß Deutschland sich einen ansehnlichen Gewinn auf neue Rechnung buchen konnte, wird sogar in Feindesland zugegeben. Die Feinde haben das Deutsche Reich wirtschaftlich isoliert, haben ihm den Weg über das Meer gesperrt und glaubten, mit der Behinderung des deutschen Außenhandels ihren wirksamsten Trumpf ausgespielt zu haben. Weit gefehlt. Die Produktionskraft des deutschen Wirtschaftskapitals wuchs unter dem Druck, der von außen gegen sie geübt wurde, und der Geist der Technik sorgte überall für Ersatz, wo der Feind verwundbare Stellen, durch Entziehung der Rohstoffzufuhr, zu schaffen suchte. Eine Folge der gesunden Anpassung unserer ganzen Wirtschaftsweise an die Lebensbedingungen des Krieges sind die glänzenden Resultate der deutschen Kriegsanleihen. Keiner unserer Gegner kann sich eines auch nur annähernd ähnlichen Erfolges rühmen, wie ihn die deutsche Regierung mit ihren Emissionen erzielt hat. Und das ist zum Teil der Taktik der Feinde zu danken, die das deutsche Geld zwingen, im Lande zu bleiben. Während England viele Hunderte von Millionen an Amerika zu zahlen hat, lebt das Deutsche Reich ausschließlich von den Produkten seines Bodens und seiner Fabriken. So blieb der Geldumlauf innerhalb der Landesgrenzen, und es war möglich, die Liquidität des eigenen Vermögens durch den Verkauf fremdländischer Wertpapiere ans Ausland noch zu steigern.

Die Bedingungen für den Erfolg der dritten Kriegsanleihe sind denkbar günstig. Die Industrie hat neue Bankguthaben angesammelt; die Banken verfügen über große Summen von Depositengeldern; bei den Sparkassen sind die Einlagen gewachsen und betragen fast 21 Milliarden Mark; und im Besitze des Publikums befinden sich noch immer, trotz dem dauernden Steigen des Goldvorrates bei der Reichsbank, Hunderte von Millionen Mark in Gold. Die Hauptsache aber ist, daß das deutsche Volk

die fünfprozentige Reichsanleihe als sicherste und vorteilhafteste Kapitalsanlage

ansieht, die ihm nur immer geboten werden kann. Darin unterscheidet sich die deutsche Auffassung von der unserer Gegner. Dort ein Opfer, das einen Riesenaufwand von Kunststücken erfordert, hier der zufriedene Erwerb eines ausgezeichneten Wertpapiers. Das deutsche Volk braucht kein Opfer zu bringen, um fünfprozentige Schuldverschreibungen des Reiches unter dem Parikurs zu kaufen,

Dieses Mal handelt es sich um eine einheitliche Ausgabe von Schuldverschreibungen. Die beiden ersten Emissionen stellten Schatzanweisungen und Schuldverschreibungen zur Wahl. Es hat sich aber für die Schatzanweisungen im ganzen nur um Bruchteile der Gesamtsumme (das erstemal eine Milliarde; das zweite Mal 775 Millionen) gehandelt, da die große Mehrzahl der Zeichner offen-

bar größeren Vorteil in dem Papier mit längerer Geltungsdauer erblickt. Wenn man sichere fünf Prozent Zinsen bekommt, so ist es natürlich erwünscht, sie möglichst lange zu haben. Für die Reichsfinanzverwaltung aber ist es wichtig, daß sie nicht durch bestimmte Rückzahlungsverpflichtungen zu nahe aufeinander folgenden Terminen zu sehr überlastet wird. Unter solchen Umständen ist der Verzicht auf Schatzanweisungen leicht zu erklären.

Die fünfprozentigen Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also neun Jahre lang einen Zinsgenuß von fünf Prozent und außerdem einen sicheren Kapitalgewinn von 1 Prozent, falls nach Ablauf der Unkündbarkeit der Zinsfuß herabgesetzt werden soll, da in diesem Falle die Anleihestücke auf Verlangen zum Kurs von 100 Prozent eingelöst werden. Daß die Reichsfinanzverwaltung sich entschließen durfte, den Ausgabepreis der dritten Kriegsanleihe zu erhöhen, nachdem schon die zweite Emission, zu 98½ Prozent, um 1 Prozent teurer war als die erste, ist der beste Beweis für die gute Aufnahme der fünfprozentigen Schuldverschreibungen. Trotzdem ist auch der Preis der dritten Kriegsanleihe für den Zeichner ein ungemein günstiger. Ein Vergleich der gegenwärtigen Preise der vierprozentigen Papiere mit dem Zeichnungspreis der fünfprozentigen Reichsanleihe rechtfertigt die Erwartung, daß ein Ausgleich in der Verzinsung beider Anleihegruppen durch eine Steigerung des Kurses der Fünfprozentigen herbeigeführt werden wird. Man könnte einwenden, die Größe des Gesamtbetrages der Kriegsanleihen werde eine Erhöhung des Kurses hindern, da jeder Nachfrage immer reichliches Material zur Verfügung stehen würde. Dieser Einwand ist leicht zu widerlegen: wer fünfprozentige Reichsanleihe **billig** gekauft hat, hält sie fest. Denn niemand weiß, wie nach dem Kriege die Rente des gewerblichen Kapitals sein wird. Nur die fünf Prozent der Reichsanleihe sind sicher; alles andere ist zweifelhaft.

Es versteht sich von selbst, daß die Unkündbarkeit bis 1924 nicht etwa gleichbedeutend ist mit Unverkäuflichkeit. Durch die Frist ist **nur** das Reich, nicht auch der Besitzer der Schuldverschreibungen gebunden. Diesem steht es, nachdem er die Anleihetitel erworben oder bezahlt hat, frei, über sie jederzeit wie über ein beliebiges anderes Wertpapier zu verfügen; er kann sie verkaufen oder verpfänden. Diese Gewißheit nimmt dem Entschluß zur Zeichnung der Anleihe jede Schwierigkeit. Niemand braucht sich, wenn er Bedenken hat, er könne das Geld zu anderen Zwecken nötig haben, auf lange Zeit von seinen Barmitteln zu trennen. Aber solche Erwägungen sollten gar nicht in Frage kommen. Das deutsche Volk ist reich genug, um sich eine fünfprozentige Reichsanleihe

als dauernde Kapitalsanlage

zulegen zu können. Eines solchen Besitzes entäußert man sich nicht vor der Zeit, sondern hält an ihm fest, so lange wie die Umstände es gestattet.

Die Regierung ist, um die Anleihe

zu einem wahren Volksbesitz

zu machen, in den Zahlungsbedingungen so liberal wie möglich. Die Termine erstrecken sich dieses Mal über einen Zeitraum von drei Monaten (vom 18. Oktober 1915 bis 22. Januar 1916). Die überraschend schnelle Abwicklung der zweiten Kriegsanleihe (schon

am ersten Einzahlungstermin waren statt 30 Prozent 67 Prozent bar erledigt) hat gezeigt, daß eine zu weite Dehnung der Zahlungsfristen (sie überspannten vier Monate) nicht nötig ist. Mit drei Monaten kommt man reichlich aus, besonders wenn zwischen dem letzten Zeichnungs- und dem ersten Záhltag ein Raum von fast einem Monat liegt. Ein besonderes Entgegenkommen wird diesmal den **kleinen Sparern** erzielt, damit auch sie an dem Nutzen einer so außergewöhnlich günstigen Rente teilnehmen können. Niemand soll sagen dürfen, er habe die Anleihe nicht zeichnen können, weil die Bedingungen seinen Besitzverhältnissen nicht entsprachen. Der kleinste Anteil beträgt 100 M.; und die Mehrheit der Bevölkerung wird dieses kleine Kapital aufbringen können. Aber selbst die 100 M. brauchen nicht gleich gezahlt zu werden. Während die beiden ersten Emissionen die Bedingung enthielten, daß Zeichnungen bis zu 1000 M. am ersten Termin voll bezahlt werden mußten, braucht diesmal die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 M. ergibt. Wer nur 100 M. zeichnen kann, braucht also erst am letzten Zahlungstage, dem 22. Januar 1916, zu zahlen. Wer 400 M. übernimmt, hat an jedem der vier Zahlungstage 100 M. zu zahlen. Für die Zeichnungen sind 19 Tage vor gesehen. Das entspricht der Anordnung, die bei der zweiten Anleihe gegolten hat. Diese Zeit reicht aus, um einen Entschluß zu fassen, der um so leichter zu bewerkstelligen ist, als zunächst kein bares Geld gebraucht wird. Man kann also ganz ruhig auf die Zinsen- und Mieteingänge, auf die Gehälter und sonstigen Einnahmen, die erst am 1. Oktober fällig werden, warten, wie es denn überhaupt nicht nötig ist, daß einer das Geld für den Erwerb der Reichsanleihe zu Haus liegen haben muß. Die Sparkassen und Banken besorgen die Ueberweisung der von ihrer Kundschaft bei ihnen gezeichneten Anleihebeträge ohne weiteres aus den Guthaben des einzelnen Auftraggebers.

Ist in den Erfolg der dritten Kriegsanleihe auch nur der kleinste Zweifel zu setzen? Die Frage kann, ohne langes Ueberlegen, verneint werden. Auf die ersten beiden Anleihen sind rund 13600 Millionen Mark gezahlt worden, und dieses Kapital wurde in Bewegung gesetzt, ohne daß der geringste Zwang ausgeübt wurde. Es versteht sich nun ganz von selbst, daß die Ueberschüsse des Volksvermögens auf Zinsen und Arbeitsvertrag nicht erschöpft sein können, weil ja die Kapitalerneuerung unausgesetzt vor sich geht. Es sammelt sich also immer neues Geld an, das Unterkunft sucht; und da es keine bessere Anlage gibt, als die fünfprozentige Reichsanleihe, so findet jede Emission bei ihrem Erscheinen eine schlagfertige Kapitalreserve vor.

An die vaterländischen Pflichten des Volkes zu appellieren, sollte sich, angesichts des materiellen Nutzens, den der Ankauf von Kriegsanleihe gewährt, erübrigen. Die Zukunft der deutschen Wirtschaft, die Größe des Reiches, das Ansehen der Nation in der Welt hängen vom Erfolg des Krieges ab. Das Geld gehört zu den Waffen, mit denen wir siegen. Wer zur Geldrüstung des Reiches beiträgt, sorgt für den eigenen Besitz; denn jedes Privatvermögen wurzelt in der Finanzkraft und im Kredit des Reiches. Wer die Kriegsanleihe zeichnet, steigert den Ertrag seines eigenen Sparkapitals und kräftigt das Ansehen und die Macht des Reiches, auf dem die Sicherheit der Schuldverschreibungen ruht. Wer möchte es verantworten, eine solche Gelegenheit, dem Reich und sich zu dienen, ungenützt vorübergehen zu lassen!

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Gieschütz
Abteilung f. Mineralbäder: pro Tag 5 Mk.

Diätet. Kuren
nach Schroth

herrliche Lage,
Dirks heilend,
Laron krankh.
Prop. u. Broch. fr.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.
Stets geöffnet. Prospekte frei.

BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kropferkrankheiten, Nervenentzündungen, Rheumalismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung). Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kartaxbefrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Rennen zu Hoppegarten

Sommer - Meeting

Fünftehnter Tag

Sonntag, den 12. September, nachm. 2 $\frac{1}{2}$ Uhr
7 Rennen;

u. a.: **Omnium - Rennen**

Sechzehnter Tag

Donnerstag, den 16. September, nachm. 2 $\frac{1}{2}$ Uhr
7 Rennen;

u. a.: **Pontresina - Rennen**

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagstulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 14,-	Ein Sattelplatz Damen	Mk. 4,-
do. II.	12,-	Sattelplatz Herren	4,-
Ein I. Platz Herren	10,-	do. Damen	3,-
do. Damen	6,-	Ein dritter Platz	1,50
Ein Sattelplatz Herren	8,-	Kinderkarten	1,-

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10818.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Umtausch von Stammaktien der Berliner Elektrizitäts-Werke in Aktien der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.

Die außerordentliche Generalversammlung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft vom 3. September 1915 hat die Erhöhung des Grundkapitals um höchstens 30 000 000 M. durch Ausgabe von höchstens 30 000 Stück neuen auf den Inhaber lautenden Aktien beschlossen, welche vom Reingewinn des Geschäftsjahres 1915 in die Hälfte des auf den gleichen Nennbetrag aller Aktien entfallenden Gewinnanteils erhalten, im übrigen aber den alten Aktien gleichberechtigt sind. Wir bieten einen Teil dieser jungen Aktien unter Vorbehalt der Eintragung der durchgeführten Kapitalerhöhung in das Handelsregister den Inhabern von Stammaktien der Berliner Elektrizitäts-Werke unter folgenden Bedingungen zum Erwerb an:

1. Diejenigen Stammaktionäre der Berliner Elektrizitäts-Werke, die das Angebot annehmen, sind verpflichtet, gegen nominal M. 3000 junge Aktien der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft nominal M. 4000 Stammaktien der Berliner Elektrizitäts-Werke mit Gewinnanteilscheinen für 1915-16 und folgende Jahre zu liefern.
2. Die Annahme des Angebots kann schriftlich oder mündlich bei einer der nachbenannten Stellen bis zum 15. September 1915 einschließlich in dem üblichen Geschäftsstunden erklärt werden. Bis zu dem gleichen Termine sind die Stammaktien der Berliner Elektrizitäts-Werke nebst Gewinnanteilscheinen für 1915-16 und folgende Jahre unter Bezeichnung von Vordruck, welche bei denselben Stellen erhältlich sind, einzureichen, und zwar:

in Berlin	bei der Berliner Handels-Gesellschaft, „ „ Direction der Disconto-Gesellschaft, „ „ Bank für Handel und Industrie, „ „ Deutschen Bank, „ „ Dresdner Bank, „ „ Nationalbank für Deutschland, „ dem Bankhause S. Bleichröder, „ „ „ Delbrück Schickler & Co., „ „ „ Hardy & Co. G. m. b. H.,
in Breslau	„ der Bank für Handel und Industrie Filiale Breslau vorm. Breslauer Visconti-Bank, „ „ Dresdner Bank Filiale Breslau, „ dem Bankhause E. Heilmann,
in Köln	„ der Deutschen Bank Filiale Köln, „ dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G., „ „ Bankhause A. Levy,
in Frankfurt a. M.	„ Sal. Oppenheim Jr. & Co., „ der Direction der Disconto-Gesellschaft, „ „ Filiale der Bank für Handel und Industrie, „ „ Deutschen Bank Filiale Frankfurt, „ „ Dresdner Bank in Frankfurt a. M., „ dem Bankhause Gebrüder Sulzbach,
in Hamburg	„ der Bank für Handel und Industrie Filiale Hamburg, „ „ Deutschen Bank Filiale Hamburg, „ „ Dresdner Bank in Hamburg, „ dem Bankhause H. M. Warburg & Co.

Den Schlußnotenstempel tragen wir.

3. Werden B. E. W.-Stammaktien in einem nicht durch 4000 teilbaren Betrage eingereicht, so sind wir bereit, die Regularisierung der Spitzen durch An- oder Verkauf vorzunehmen.
4. Die Einreicher erhalten Bescheinigungen über die ihnen zustehende Anzahl von jungen Aktien der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Gegen Rückgabe dieser Bescheinigungen erfolgt die Auslieferung der jungen Aktien nach Fertigstellung zu einem noch bekanntzugebenden Zeitpunkt.
5. Das Eigentumsrecht an den B. E. W.-Stammaktien geht in dem Zeitpunkte über, in welchem die Eintragung der durchgeführten Kapitalerhöhung in das Handelsregister erfolgt.

Berlin, Breslau, Köln, Frankfurt a. M.,
den 4. September 1915.

**Berliner Handels-Gesellschaft Direction der Disconto-Gesellschaft,
Bank für Handel und Industrie. Deutsche Bank. Dresdner Bank.
Nationalbank für Deutschland. S. Bleichröder. Delbrück
Schickler & Co. Hardy & Co. G. m. b. H. E. Heilmann. A. Schaaff-
hausen'scher Bankverein A.-G. A. Levy. Sal. Oppenheim Jr. & Co.
Gebrüder Sulzbach.**

Stahlwerk Beder A.-G. in Bielefeld. Gemäß der im heutigen Anzeigenteil veröffentlichten Bilanz und Dividendenanzeige hat die Generalversammlung vom 28. August d. J. die Verteilung einer Dividende von 25 pCt. beschlossen, welche bei den in der Anzeige genannten Zahlstellen sofort zahlbar ist.